

Gottfried Kößler (Hg.)

Die Gegenwart von Auschwitz

Materialheft zur Plakatmappe

mit Fotografien von Henning Langenheim und Peter Liedtke

Überarbeitete Neuausgabe



www.fritz-bauer-institut.de

Fritz Bauer Institut

Studien- und Dokumentationszentrum
zur Geschichte und Wirkung des Holocaust

Stiftung des bürgerlichen Rechts

Grüneburgplatz 1

D-60323 Frankfurt am Main

Telefon: 0 69 - 79 83 22 - 40

Telefax: 0 69 - 79 83 22 - 41

E-mail: info@fritz-bauer-institut.de

Internet: <http://www.fritz-bauer-institut.de>

Gottfried Köbler (Hg.)

Die Gegenwart von Auschwitz
Materialheft zur Plakatmappe

Mit Fotografien von Henning Langenheim und Peter Liedtke

Materialheft zur Arbeit mit der Plakatmappe
Die Gegenwart von Auschwitz
für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit

Impressum

Gottfried Köbler (Hg.)
Die Gegenwart von Auschwitz
Materialheft zur Plakatmappe

Layout und Satz
Werner Lott

Gottfried Köbler (Hg.):
Die Gegenwart von Auschwitz. Materialheft zur Plakatmappe -
Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main 1998.
4., überarb. u. erw. Aufl., 52 S. (€ 5,10)
Pädagogische Materialien Nr. 2
ISBN 3-932883-06-3

Inhalt

Die Konzeption der Plakatmappe	6	Plakat 16 Jean Amery	
Gottfried Kößler		Hölderlin	32
Fotografien als Medium des Erinnerns		Plakat 17 Hermann Langbein	
und der Verständigung	8	Im Häftlingskrankenbau	33
Jonathan Webber		Plakat 18 Jakov Z.	
Die Zukunft von Auschwitz	10	Zeugenbericht	33
		Plakat 19 Elisabeth Guttenberger	
		Häftlingsschreibstube	33
		Plakat 20 Primo Levi	
		Die Untergegangenen und die Geretteten	34
Die Texte auf den Plakaten im Zusammenhang			
Plakat 1 Lilly J.		Anhang	
Brief an ihre Kinder	14	Zur Perspektive der Täter	
Plakat 2 Elisabeth Guttenberger		Rudolf Höß, Kommandant in Auschwitz	36
Deportation	14	Tabellarischer Überblick	
Arieh Ben-Menachem		Geschichte der Lager in Auschwitz	39
Zeugenbericht	15	Abbildungen	
Plakat 3 Ruth Klüger		Übersichtskarte der Städte, aus denen die	
Güterwagen	15	Häftlingstransporte für Auschwitz kamen	41
Plakat 4 Charlotte Delbo		Auschwitz-Gesamtanlage	
Straße der Ankunft, Straße der Abfahrt	17	und KZ Auschwitz I (Stammlager)	42
Plakat 5 Awraham S.		KZ Auschwitz II - Birkenau	43
Zeugenbericht	20	Gottfried Kößler	
Plakat 6 Filip Müller		Projektvorschlag für die Arbeit mit der	
Interview von Claude Lanzmann	20	Plakatmappe bei Gedenkstättenfahrten	44
Plakat 7 Tibor Wohl		Die Internationale Jugendbegegnungsstätte	
Ein Brotdieb	23	Auschwitz/Oswiecim	46
Rudolf Vrba		Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren	
Interview von Claude Lanzmann	25	und Quellennachweise zu den Plakattexten	47
Plakat 8 Hermann Langbein		Die Fotografen	48
Schichten der Häftlingsgesellschaft	26	Information	
Plakat 9 Salmen Lewental		Das Fritz Bauer Institut im Überblick	49
Gedenkbuch	27	Publikationen des Fritz Bauer Instituts	
Plakat 10 Gideon S.		zur Pädagogik des Gedenkens	51
Zeugenbericht	28	Der Förderverein Fritz Bauer Institut e.V.	52
Plakat 11 Charlotte Delbo			
Straße der Ankunft, Straße der Abfahrt	28		
Plakat 12 Ruth Klüger			
Güterwagen	28		
Plakat 13 Salmen Gradowski			
Ankunft im Männerlager	28		
Rudolf Vrba			
Interview von Claude Lanzmann	30		
Plakat 14 Primo Levi			
Die Gläubigen	30		
Plakat 15 Leo B.			
Zeugenbericht	31		
Ruth Klüger			
Die Lager	31		

Die Gegenwart von Auschwitz

Die Konzeption der Plakatmappe

Zwischen 1987 und 1992 fotografierten zwei deutsche Fotografen, Henning Langenheim und Peter Liedtke, das Gelände des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau.

Ein verfallender Ort, dessen Ruinen Erinnerung an den nationalsozialistischen Terror gegen politisch Verfolgte und an die Massenvernichtung, die Vernichtungspolitik gegen Juden und Sinti und Roma, provozieren und zugleich ein Rätsel bleiben. Auschwitz verfällt: mit der Bedrohtheit der Reste des Ortes geht ein seltsames Erschrecken einher: Die Angst davor, die sichtbaren, greifbaren Zeichen des Gedächtnisses zu verlieren. Die Angst davor, die Schrecken dieser Vergangenheit nicht mehr an Orte bannen zu können, ihnen ausgeliefert zu sein. Diese Plakatmappe wurde als Beitrag zur Kampagne für die Erhaltung der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau 1993 herausgebracht. Die Erträge aus dem Verkauf kommen der Gedenkstätte zugute.

Die Plakatmappe "Die Gegenwart von Auschwitz" soll zugleich darauf hinweisen, daß wir uns nicht durch den Erhalt dieses grauenvollen Ortes "beruhigen" können. Die Tatsache, daß der Holocaust geschehen ist, läßt sich nicht an den Ort der Gedenkstätte bannen. Wir müssen diesen Ort und die Erinnerung an ihn erhalten, im Wissen darum, daß wir Unmögliches versuchen. Diese Plakate stellen uns verstörende Bilder in den Weg, sie zeigen etwas von der Gegenwart des Vergangenen, ohne dabei zu behaupten, daß die Vergangenheit wiederkehren könnte. Sie setzen sich mit den Mühen des Erinnerns auseinander.

Die Kombination aus Fotografien und Texten bietet Konfrontationen auf verschiedenen Ebenen.

Die *Fotografien* zeigen die Gedenkstätte in Auschwitz im Blick zweier deutscher Fotografen der Gegenwart. Es sind Bilder des Alltags um das Gelände der Gedenkstätte herum und innerhalb des ehemaligen Lagers, wie es Ende der 80er Jahre aussah. Einige Fotografien zeigen Inszenierungen in der Ausstellung im Stammlager oder "Ikonen" der Erinnerung – wie das Mahnmal in Birkenau, die Haare der Ermordeten.

Die *Texte* berichten von der Erfahrung des Sterbens und Lebens im Lager aus der Sicht der Überlebenden oder aus der Sicht der Häftlinge. Sie versuchen eine Perspektive auf die Erfahrung Auschwitz von innen zu vermitteln. Oft sind sie skeptisch gegenüber der Möglichkeit, die Wirklichkeit des Lagers überliefern zu können. Diese Skepsis formulierte Primo Levi: "Nicht wir, die Überlebenden, sind die wirklichen Zeugen. (...) Vielmehr sind sie, die Muselmänner, die Untergegangenen, die eigentlichen Zeugen, jene, deren Aussage eine allgemeine

Bedeutung gehabt hätte" (vgl. in diesem Heft, S. 35). Da wir diese Skepsis teilen, die Gedenkstätte nicht als den Ort des Ereignisses, sondern als den Ort begreifbar machen möchten, an dem sich Erinnerung am dichtesten anlagert, konfrontieren wir diese Ebenen. Die Texte auf den Plakaten sind nicht Kommentar, auch nicht Erläuterung. Sie vermitteln eine andere Zeitperspektive, ein anderes Medium, eine andere Form der Überlieferung von Erfahrung.

Die Plakatmappe "Die Gegenwart von Auschwitz" soll kein überformatiges Bilderbuch einer schwierigen Erinnerung sein, sondern Medium einer lebendigen Auseinandersetzung. Sie ist ein Medium, das seinen Ort in der Gegenwart hat, ein Arbeitsmittel.

Als **Ausstellung** kann sie an jedem Ort mit einfachen Mitteln gezeigt werden und längst fällige Diskussionen provozieren. Diskussionen über Geschichte und Gegenwart des Ortes selbst, Diskussionen über den Sinn und die Aufgaben, Möglichkeiten und Grenzen in der Arbeit von Gedenkstätten. Diskussionen darüber, wie wir mit diesem Ort in Beziehung treten können.

Die Bilder und Texte provozieren zur Stellungnahme, zu Widerspruch und Auseinandersetzung.

Die Unangemessenheit der Gegenwart der Gedenkstätte im Verhältnis zur Erfahrung der Häftlinge, das Inkompatible zwischen der Erinnerung und dem fotografierten Gedenken stößt schmerzhaft auf. Der Betrachter sucht in den Bildern nach einem Halt für eine Vorstellung davon, was sich dort zutrug, er wird dabei aufmerksamer für das Verborgene, für die Grenzen des Mitteilbaren.

Doch nicht nur als Ausstellung, sondern auch als **Material für Unterricht und Bildungsarbeit** ist diese Plakatmappe geeignet.

Ob mit Schülern, Jugendgruppen oder in der Erwachsenenbildung, die Plakate können als Anstoß zur Selbstbefragung und zur Auseinandersetzung mit der konkreten Geschichte des Holocaust und ihrer Bedeutung für die Gegenwart dienen.

Dabei sind die verschiedensten Vorgehensweisen denkbar: von der Gruppendiskussion der gesamten Mappe über die Arbeit an einzelnen Plakaten und die Präsentation der Ergebnisse in der Gruppe bis hin zur Ergänzung der Plakate in Bild und Text durch die Teilnehmer selbst mit dem Ziel einer "eigenen" Ausstellung. Folgende Fragen könnten die Diskussion leiten: Wie differenziert sich Erinnerung? Welche unterschiedlichen Perspektiven gibt es auf diesen Ort? Welche unterschiedliche Bedeutung messen wir diesem Ort bei? Und schließlich: Was kann uns denn die Unterschied-

lichkeit des Beschreibens eigentlich mitteilen?

Womöglich noch vorher kann die Auseinandersetzung mit den Fotografien als künstlerische Verarbeitung einer Erfahrung stehen. Fragen nach der Gestaltung der Bilder, nach den Entscheidungen der Fotografen können auf das jeweils unterschiedliche Verständnis des Gedenkens und der Gedenkstätte aufmerksam machen. Dies kann eine Grundlage des Austauschs in einer Gruppe über die eigenen Erfahrungen mit einem solchen Ort werden.

Schließlich kann diese Mappe unmittelbar zur **Vorbereitung von Gedenkstättenbesuchen** dienen. Sie kann Erwartungen an die Realität der Gedenkstätten korrigieren und differenzieren. Sie kann einen kritischen Umgang mit der eigenen Wahrnehmung jener Orte befördern, jenseits der naiven Vorstellungen von Sensation und Horror. Es muß nicht ein Besuch in Auschwitz sein, es kann sich um die Gedenkstätte in der Nähe handeln, die im Zusammenhang des Unterrichts oder des Konfirmandenunterrichts besucht wird. Das Medium der Fotografie bietet sich auch zur Nachahmung an. Zum eigenen Besuch einer Gedenkstätte oder zur eigenen Erkundung des Wohnortes und seiner Geschichte kann eine solche Zusammenstellung von Texten und Fotografien ebenfalls entwickelt werden.¹

Dieses *Begleitheft* soll diese Formen der Arbeit unterstützen. Es enthält Material zur Reflexion über die Gedenk-

stätte und Material zur Ergänzung der Texte auf den Plakaten. Die Perspektive der Täter, die auf den Plakaten bewußt nicht erscheint, wird durch Auszüge aus den Aufzeichnungen des Kommandanten Höß angerissen. Es ist nicht Aufgabe dieses Heftes, eine umfassende Quellensammlung über Auschwitz anzubieten. In der vorliegenden Neuauflage stellt es die auf den Plakaten stark gekürzten Texte im Zusammenhang bereit. Dadurch soll die Arbeit mit den Plakaten vereinfacht werden. Als Ergänzung wird lediglich ein Auszug aus den Aufzeichnungen von Rudolf Höß als exemplarischer Text für die Perspektive der Täter aufgenommen. Daten und Karten stellen ein grobes Faktengerüst bereit. Wir haben auf die Entwicklung von Arbeitsaufträgen verzichtet. Im Anhang machen wir einen Vorschlag für die Nutzung der Mappe im Zusammenhang mit Gedenkstättenfahrten.

Anmerkungen

- 1 vgl. in diesem Heft S. 8 f. und Knut Dethlefsen und Thomas B. Hebler (Hg.), *Bilder im Kopf. Auschwitz - Einen Ort sehen*. Berlin: Hentrich, 1997. Zur Arbeit mit den fiktionalen Bildern von Auschwitz vgl. Gottfried Kößler, *Entscheidungen. Vorschläge und Materialien zur pädagogischen Arbeit mit dem Film Schindlers Liste*. Pädagogische Materialien 1. Frankfurt am Main: Fritz Bauer Institut, 1995.

Gottfried Kößler

Fotografien als Medium des Erinnerns und der Verständigung¹

Eine der ersten und stabilsten Informationen über die nationalsozialistische Vernichtungspolitik ist ein Bild: das Lagertor von Auschwitz-Birkenau. Auch Jugendliche, die wenig oder nichts über die Geschichte des Nationalsozialismus und die Geschichte der Opfergruppen wissen, identifizieren dieses Bild mit dem Begriff Holocaust und mit der Vorstellung von Massenmord. Es handelt sich also nicht einfach um ein Abbild von etwas Wirklichem, sondern um ein Zeichen. Das Bild des Lagertores steht für den ganzen Holocaust. Seine genaue Funktion für das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau muß für diese Zeichenfunktion nicht bekannt sein, im Gegenteil, es ist eher ein Bild von heute, ein Farbfoto oder ein Filmbild.

In Schulgeschichtsbüchern erscheinen zum Themenfeld Konzentrationslager in der Regel andere Bilder. Oft sind es Fotografien aus dem sogenannten *Lili-Meier-Album*, von der SS fotografierte Szenen auf der Rampe in Birkenau, die seit der Publikation in Schoenberners *Der gelbe Stern* Anfang der 60er Jahre die Bilder für unsere Vorstellung von Auschwitz liefern. Oder die Opfer erscheinen als Tote, als anonyme Masse von Körpern auf den Bildern, die in Bergen-Belsen von der britischen Armee nach der Befreiung aufgenommen wurden.

In jedem Fall finden sich in den Schulbüchern eher historische Fotografien als Aufnahmen von den heutigen Gedenkorten. Selten werden weniger bekannte Fotos abgedruckt, doch auch sie sind in der Regel, zumindest für die Lehrer, Ikonen der Erinnerung an den Massenmord. Solche Bilder werden nicht als Quellen wahrgenommen.

Wozu sind diese Bilder in ihrem didaktisch konzipierten Umfeld da? Im besten Fall geben sie einzelnen Personen, sowohl Opfern als auch Tätern, ein Gesicht. Sie zeigen den Ort des Verbrechens aus einer Perspektive, die in der Regel nicht thematisiert wird. Durch ihren hohen Bekanntheitsgrad sind sie zugleich hermetisch verschlossen. Die Wirkung des Unmittelbaren, das die Neugier bei der Erschließung des Bildinhaltes hervorrufen würde, haben sie nicht.

Es finden sich meines Wissens in Schulbüchern keine Bilder, die das tägliche Leben der Juden in Osteuropa vor der deutschen Besetzung zeigen. Auch aus dem Alltag der Wachmannschaften in den Konzentrationslagern finden sich keine Fotografien. Die Fotografien, die wir aus Schulbüchern kennen, erzählen also eigentlich nichts, sie verweisen nur. Der Verweis soll im Zusammenhang des schulischen Lernens auf den Text führen. Die Schüler sollen sich merken, daß es tatsächlich die Lager gab und daß tatsächlich Menschen ermordet

wurden, Frauen, Kinder, Männer jeden Alters. Die Fotografien sind also Beleg und Verstärkung.

Eine Fotografie aus Birkenau fällt aus dieser Reihe: die illegal aufgenommene Szene beim Verbrennen von Leichen am Waldrand. Ein Häftling aus dem Sonderkommando zieht einen Toten am Arm über die Wiese, hin zu einem Feuer. Man sieht noch weitere Personen in Bewegung. Der Betrachter wird in eine Handlung hineingezogen. Dieser Effekt wird durch die Unschärfe und die verkantete Perspektive der Aufnahme noch verstärkt. Hier fragt man sich unwillkürlich: Wo ist das? Was geschieht? Wer handelt? Wie kann man diese Arbeit ertragen? Wie kann so eine Fotografie entstehen? Es ist das einzige fotografische Dokument des Massenmordes aus der Sicht der Opfer.

Nun reisen wir zu einem Gedenkstättenbesuch mit diesen Bildern in der Erinnerung. Wir werden zunächst feststellen, daß am Ort des Lagers die Jahreszeiten wechseln, daß dort die Menschen genauso aussehen wie an anderen Orten. Die Erwartung, der Ort des Mordes befinde sich außerhalb der realen Welt, wird enttäuscht. Was wird nun aus den Bildern, die wir im Gedächtnis mitbringen? Das Lagertor von Birkenau erkennen wir wieder; und es sieht so aus, wie es in unserer Vorstellung existiert. Aber was finden wir hinter dem Tor? Die Erfahrung der Leere von Birkenau ist nicht fotografisch festzuhalten. Wie könnte dafür ein Bild gefunden werden?

Oder das Lagertor des Stammlagers Auschwitz, ebenfalls ein Zeichen mit festen Konnotationen. Aber dieses Tor ist viel kleiner als unser inneres Bild davon. Es ist umgeben von Gebäuden, das ganze Stammlager ist ein Teil der Stadt Oswiecim. Was wird aus dem fest gespeicherten inneren Bild des "Arbeit macht frei"-Tores?

Der Besuch in der Gedenkstätte verwirrt die mitgebrachten Bilder. Es ist kein Filmset für einen KZ-Film. An Stelle der Häftlinge sind Schulkinder unterwegs, geführt von Pädagogen. Das Stammlager ist ein Museum, ein hochgradig verdichteter Lernort. An einigen Stellen ist dieser Eindruck gebrochen. Dort liegen Blumengebinde, brennen Kerzen. Hier ist der Ort ein Denkmal. An keiner Stelle aber ist es heute ein Ort des Terrors und des Mordes. Birkenau hat die Atmosphäre eines überwältigenden Friedhofs. Das Stammlager hat die Atmosphäre einer Siedlung: Backsteinblocks mit Wiesen und baumbestandenen Wegen. Die Bilder aus den Schulbüchern und die Bilder des realen Ortes scheinen ohne gegenseitige Entsprechungen zu sein. Die Besucher beklagen den mangelnden emotionalen Kick des authentischen Ortes. Die alten Fotografien erzäh-

len oft mehr, als der Ort heute von der Vergangenheit bewahrt.

Was kann man da tun? Wenn wir die alten Fotografien aus der Zeit des Konzentrationslagers in die Hand nehmen und versuchen, einzelne Gebäude, einzelne Perspektiven wiederzuerkennen; wenn wir den Blickwinkel des Fotografen rekonstruieren; wenn wir nach den Veränderungen der Gebäude seit der Zeit des Konzentrationslagers suchen; dann beginnt eine vorsichtige Annäherung an die Zeit des Lagers. Die alten Bilder können sich stellenweise über die heutigen legen und einen Prozeß der reflektierten Wahrnehmung des Vergangenen einleiten. Dieser Prozeß muß durch Erzählungen gestützt werden. Vielleicht gelingt es, einen Überlebenden zu finden, der uns bei der Erkundung des Geländes begleitet. Aber auch die große Zahl der literarischen Berichte vom Leben, Sterben und Überleben im Lager hilft uns weiter.

Nur brauchen diese Erzählungen nicht den Ort des Geschehens in seiner heutigen Gestalt. Ihr Ort ist die Erzählung selbst, der gestaltete Text. Sie können uns helfen, den historischen Ort unter der Schicht des heutigen aufzudecken.

Dazu bietet die Kombination aus Fotografien und erzählenden Texten in dieser Plakatmappe Material. Die ausführlicheren Texte in diesem Heft sollen es vertiefen und die Weiterarbeit ermöglichen.

Es ist der Abstand zwischen den historischen Bildern und den Bildern aus dem gegenwärtigen Leben, der uns ahnen läßt, daß es wirklich geschehen ist. Es gibt nicht die Rekonstruktion des Schreckensortes; das Museum ist eine Institution, die Vergangenes zeigt. Das

müssen wir wissen, wenn wir den Menschen, die heute in Oswiecim leben, begegnen. Auch für diese Erfahrung finden sich Anhaltspunkte auf den Fotografien von Henning Langenheime und Peter Liedtke.

Nicht die Frage: "Was sieht man in Auschwitz?", führt zu bewußtem Umgang mit Geschichte. Erst aus der Beziehung, der Reibung zwischen den Bildern im Kopf und dem Gesehenen, der Spannung zwischen visuellen Eindrücken und dem Wissen aus Lektüre und Erzählung, zwischen dem, was wir sehen und was wir nicht sehen, entsteht die Frage nach der Interpretation des Ortes durch die Fotografien, also die Frage nach unserem eigenen Standort, nach uns selbst. Aus dieser Frage kann eigene Neugier, Interesse am historischen Ort, vielleicht auch Empathie mit den Opfern entstehen.

Ein Fotoprojekt im Rahmen einer Gedenkstättenfahrt könnte diese Neugier aufgreifen. Unsere Plakatmappe kann als Anregung, vielleicht als Modell für ein solches Projekt genutzt werden. Die TeilnehmerInnen könnten sich einen erzählenden Text suchen, entweder in einer Anthologie oder in einem gemeinsam gelesenen Buch (z.B. Ruth Klüger, Jorge Semprun, Imre Kertész o.a.), und dazu selbst eine Fotografie machen. Ein Bild, das eine heutige Perspektive hat, die Erinnerung und Gedenken reflektiert.

Anmerkungen

- 1 Mit einigen Änderungen entnommen aus: Knut Dethlefsen und Thomas B. Hebler (Hg.), *Bilder im Kopf. Auschwitz – Einen Ort sehen*. Berlin: Hentrich, 1997

Jonathan Webber Die Zukunft von Auschwitz

Ehe ich vor drei Jahren zum ersten Mal nach Auschwitz fuhr, um diesen Ort als Sozialanthropologe zu untersuchen, hatte ich durch jüdische Freunde und Kollegen den Eindruck gewonnen, daß Auschwitz, soweit es als realer Ort existierte, kaum mehr als ein trostloses, stilles und einsames Feld irgendwo in Polen sei, auf dem nun hohes, sich im Wind wiegendes Gras wuchs und das schreckliche Geheimnis unter sich verbarg. Es ist möglich, daß diese Vorstellung vom heutigen Auschwitz lediglich eine Übertragung von den bekannten Bildern der Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges – zum Beispiel in Flandern – ist. Das gilt besonders für die Briten, die an die jährlichen Rituale zum Volkstrauertag im November und an die vom Fernsehen ausgestrahlten Erinnerungen an Krieg und Tod gewöhnt sind – immer verbunden mit Bildern von diesen Schlachtfeldern, auf denen heute nur noch Gras und Mohn wächst. Und diese Bilder machen die Art und Weise verständlich, in der viele Juden, die weit entfernt von Polen leben, heute die Pflicht auffassen, den Holocaust nicht zu vergessen. Indem sie sich daran erinnern, treten sie gewissermaßen das hohe Gras nieder und lassen das in die Erde von Auschwitz gesickerte Blut sichtbar werden. Die Grasfelder versinnbildlichen die Vergeßlichkeit, die Höhe des Grases steht für die Zeit, die verstrichen ist, steht für das gleichgültig fortschreitende Wachstum der Natur. Wenn also Juden glauben, daß sie allein die Pflicht haben, die Erinnerung an das zu bewahren, was in Auschwitz geschehen ist, dann entspricht die Vorstellung von einem von Unkraut und Gras überwucherten Auschwitz genau diesem Glauben. 1989, auf der Höhe der Auseinandersetzungen um die Anwesenheit einer Gruppe von Karmeliterinnen in einem Gebäude, das vermutlich als Depot für Kanister mit Zyklon-B-Gas gedient hat, mit dem der Massentod ausgeführt worden ist, trugen jüdische Nachrichtenberichte und die von jüdischen Gemeindeorganisationen vorgetragenen Proteste nur wenig dazu bei, die Vorstellung zu korrigieren, daß das Karmeliterinnenkloster ganz allein, inmitten eines ausgedehnten, stillen Geländes stehe und über die vollkommene Leere von Auschwitz herrsche.

Auch heute noch drängen jüdische Verantwortliche darauf, daß das Gebäude zu seiner "richtigen" Identität zurückkehren solle, die es nach dem Holocaust in Auschwitz gehabt habe, nämlich der des Schweigens. Angesichts der Katastrophe von Auschwitz, scheinen sie zu sagen, gibt es keine Sprache, keine Stimme, gibt es nichts zu sagen, kann es nur Schweigen geben. Es gibt wirklich, so ihre Argumentation, für einen Juden

keinen Grund, Auschwitz überhaupt besuchen zu wollen. Von Land eingeschlossen, wie es das wirkliche Auschwitz ist, inmitten eines Meeres polnischen Antisemitismus', sei die beste jüdische Lösung für die Zukunft von Auschwitz, es einfach einzuzäunen und als *tel olam* zu belassen. Das ist die biblische Bezeichnung für einen Ort, dessen faßbare Vergangenheit für immer ausgelöscht werden soll.

Es werden keineswegs alle Juden genau diese Vorstellung hegen, die ich gerade beschrieben habe, und vielleicht habe ich auch etwas übertrieben, um deutlich werden zu lassen, was ich meine. Im großen und ganzen aber überwiegt diese Vorstellung. Für die Juden in der Diaspora ist Auschwitz das Symbol für das endgültige Nichts, das große Loch, in welchem das europäische Judentum während des Holocausts verschwunden ist. Das Bedürfnis nach kultureller Anonymität der Juden, um den Schmerz zu pflegen und sich langsam von der überwältigenden Schmach zu erholen, verlangt, daß Auschwitz ungestört bleiben muß. Es darf nicht mit anderen Botschaften, mit moralischen und kulturellen Belanglosigkeiten aus verschiedenen Richtungen vollgestopft werden; und dazu gehört zum Beispiel ein christliches Kloster. Das Kloster ist bestenfalls ein Eindringling in eine Welt des Schweigens, schlimmstenfalls bedeutet es eine Entjudaisierung und marginalisiert dadurch den Holocaust, dazu noch am Ort des größten Massenmordes. Der natürliche Widerstand gegen das Vermischen der Dinge schärft und formt das Bild der Juden, schützt es vor Verzerrungen und trägt so zu einer weitverbreiteten gegenwärtigen jüdischen Haltung dem Holocaust gegenüber bei.

Die heutigen empirischen Daten über das reale Auschwitz stehen in starkem Gegensatz zu dieser Auffassung. Auschwitz ist kein leeres, einsames, von Gras überwachsenes Feld. Aufgrund des schnellen sowjetischen Vormarsches zu Beginn des Jahres 1945 gelang es den Nazis nicht, die Verbrechen von Auschwitz geheimzuhalten, so wie sie es ursprünglich vorgehabt hatten. So blieb mit Ausnahme der vier wichtigsten Gaskammern und Krematorien, die in aller Eile gesprengt worden waren, eine große Anzahl von Gebäuden erhalten: Wachtürme, Baracken, die elektrische Stacheldrahtanlage, die Wachhäuser und die Eisenbahnlinien. Es ist sehr wahrscheinlich, wie Wladyslaw Bartoszewski kürzlich sagte, daß diese realen Gebäudereste von Auschwitz zu einem nicht unwesentlichen Teil dazu beigetragen haben, daß Auschwitz nach dem Krieg so bekannt wurde. Das Todeslager in Belzec zum Beispiel, das von den Nazis völlig zerstört wurde, ist heute bei den Ju-

den, die außerhalb Polens leben, nahezu in Vergessenheit geraten, obwohl man davon ausgeht, daß ungefähr 600.000 Menschen dort ermordet wurden.² Von Schweigen oder Einsamkeit ist in Auschwitz nicht viel zu spüren. In Auschwitz gibt es für einen Besucher viel zu sehen, und es kommen viele: 1989 waren es alleine 700.000 Menschen aus 89 Ländern der Erde. Seit dem Ende des Krieges haben fast 20 Millionen Menschen Auschwitz besucht. 1947 wurde das Gelände des Hauptlagers in Auschwitz und dessen ungefähr drei Kilometer entfernt liegende Erweiterung in Auschwitz-Birkenau von der polnischen Regierung offiziell zum Museum erklärt und dem Kultusministerium unterstellt.⁴ Heute hat das Museum ungefähr 175 Beschäftigte und ist mit allem ausgestattet, was man von einem staatlichen Museum erwartet: es hat einen Direktor und einen stellvertretenden Direktor, es hat eine Reihe von Abteilungen einschließlich einer historischen Abteilung, einer konservatorischen Abteilung, einer pädagogischen Abteilung, einer Abteilung für Veröffentlichungen, eines Archivs und einer Bibliothek; es gibt einen Jahresbericht, und ein jährliches Budget des Kultusministeriums sichert die Existenz des Museums. Es gibt etliche professionelle Museumsführer, sowohl Ganztags- als auch Halbtagskräfte,⁵ und selbstverständlich einen offiziellen Reiseführer.

Auf einer der Wirklichkeitsebenen ist das, was Auschwitz heute darstellt, ein Museum. Wie viele andere Museen in Polen auch ist es im Sommer, in der Touristenhochsaison, stark überfüllt und nimmt dann einen etwas anderen Charakter an – den eines vom Massentourismus heimgesuchten Ortes. In allen großen Städten Polens hängen an den Reklametafeln und Informationsständen für Touristen deutlich sichtbare Plakate für Ganztags- oder Halbtagsausflüge nach Auschwitz, und in Auschwitz selbst wurden entsprechende Vorkehrungen getroffen, um Parkraum für unzählige Privatfahrzeuge und Busse zu schaffen. Auf dem Gelände von Auschwitz gibt es ein Hotel, eine Cafeteria, ein Souvenirgeschäft, einige Buchläden, ein Kino mit eigener Verkaufsstelle, ein Fundbüro, eine Post, eine Wechselstube, ein Café, öffentliche Toiletten usw. Der Besucher kann aus einem breiten Angebot an Postkarten und Dias auswählen, die unterschiedliche Perspektiven von Auschwitz zeigen: die Baracken, die Überreste der Gaskammern, das berühmt-berüchtigte Eingangstor, über dem zu lesen ist: "Arbeit macht frei." Und im Moment wird im Museum ein Videofilm hergestellt, den Besucher erwerben können, um ihren Lieben daheim zeigen zu können, wie es in Auschwitz aussieht.

Auf der empirischen Ebene läßt sich Auschwitz somit mindestens unter zwei, wenngleich auch verwandten Gesichtspunkten betrachten – als ein Museum und als Ziel für den Massentourismus. Folglich würde eine Ethnographie des heutigen Auschwitz einerseits eine Beschreibung darüber beinhalten, wie die Verantwortlichen des Museums verschiedene Aspekte der Geschichte dieses Ortes, zum Beispiel durch ihre konservatorischen

Bemühungen oder durch die Zusammensetzung der ständigen historischen Ausstellungen in einigen der ehemaligen Lagerbaracken, umsetzen und hervorheben. Andererseits beinhaltet sie eine Beschreibung darüber, auf welche Weise Funktion und Verhalten des heutigen Massentourismus Auswirkungen auf den Ort selbst haben. (Einige Beispiele dafür werden weiter unten genannt.) Jedes dieser Themen beanspruchte mindestens einen eigenen Vortrag, um einige der Grundgedanken deutlich zu machen.

Aber nicht alle, die Auschwitz besuchen, sind Touristen. Es gibt auch jene, die, ebenso wie viele jüdische Besucher, eine ganz andere Erwartungshaltung haben. Diese Leute stellen sich Auschwitz als ein riesiges, grasbewachsenes Schlachtfeld vor, ein Bild, das, wie ich eben beschrieben habe, in völligem Gegensatz zu den empirischen Tatsachen steht. Wie kann das Museum ihnen gerecht werden? Wie kann es von ihnen lernen? Wie können die Touristen von dem lernen, was sie in Auschwitz heute antreffen? Wie können sie sich das Gefühl der Unaussprechlichkeit bewahren, wenn sie von Banalitäten umgeben sind? Was hat es mit ihrem Verständnis von Auschwitz zu tun, daß es einen Museumsdirektor gibt, der einen Jahresbericht anfertigt? Für sie liegt die Wirklichkeit von Auschwitz ganz woanders, weit entfernt von einer derart umständlichen, bürokratischen Art, die Zeit zu messen oder moralische Fragen von fundamentaler Wichtigkeit aufzuzeichnen.

Es ist dieser Konflikt zwischen Wirklichkeit und Symbolik, zwischen Geschichte und Mythos, zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, der es so schwierig macht, über die Zukunft von Auschwitz zu sprechen. Zunächst muß man feststellen, daß beide Aspekte gleichzeitig und in einer beunruhigenden Koexistenz in Auschwitz zu finden sind. Es gibt aber noch weiteres zu bedenken, ehe man irgendwelche Schlußfolgerungen ziehen kann.

Unter den Scharen von Tagesausflüglern gibt es viele unterschiedliche Menschen. Kaum mehr als ein Prozent der Gesamtbesucher kommt aus Israel; weitere Besucher aus der jüdischen Diaspora bringen den Anteil der jüdischen Besucher auf vermutlich nicht mehr als fünf Prozent. Mit Gewißheit gibt es aber eine definierbare Minderheit unter den Besuchern, die sich auf eine bestimmte Art und Weise als Pilger versteht, d.h. nicht in erster Linie als Touristen oder als Besucher eines Museums. Im Bewußtsein genau dieser Tatsache haben die Verantwortlichen am Eingang ein Blumengeschäft eingerichtet. Zu den Käufern in diesem Geschäft zählen nicht nur die offiziellen Delegationen, die große Gebinde erwerben, um sie an einer der Gedenkstätten niederzulegen, sondern auch private Besucher, die kleine Gestecke oder Blumensträuße an eher unspektakulären Plätzen, wie innerhalb oder außerhalb der Lagerbaracken oder manchmal auch an den Ruinen der Gaskammern, niederlegen. Eine solche Handlung ist offensichtlich eine persönliche Geste des Ge-

denkens, möglicherweise auch in Erinnerung an einen bestimmten Menschen. Jüdische Besucher entzündeten an diesen Orten oft Kerzen oder sprachen Gebete zum Gedenken an die Toten. Das Vorhandensein dieser schlichten, aber bedeutungsvollen Handlungen verdeutlicht, daß Auschwitz kein Museum im herkömmlichen Sinne ist, und es bedarf unbedingt mehr solcher Gesten, um diese einfache Weisheit erneut zu bestätigen.

Aber was ist denn das heutige Auschwitz, wenn es kein Museum im herkömmlichen Sinne ist? Wir können es nicht als Friedhof bezeichnen. Es ist kein Friedhof im herkömmlichen Sinne dieses Wortes. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es natürlich doch ein Friedhof ist, da sich innerhalb seiner Grenzen die letzte Ruhestätte für viele befindet, die hier ermordet worden sind. Ihre Asche wurde auf die Felder von Auschwitz-Birkenau gestreut oder ganz unfeierlich in einen großen Teich geworfen. Aber weder wurde die Asche zeremoniell auf den Grund des Teiches versenkt, noch wurde Auschwitz jemals zum Friedhof geweiht, weder während des Krieges noch danach.

Deswegen ist Auschwitz kein Museum, auch wenn es oberflächlich betrachtet eines zu sein scheint. Es ist kein Friedhof, auch wenn es einige Merkmale eines Friedhofs trägt. Es ist kein touristischer Zielort, auch wenn es manches Mal von Touristen überschwemmt wird. Es ist all dies zugleich.

Wie ist so etwas möglich? Die Antwort darauf liegt darin, daß die Einmaligkeit von Auschwitz genau in der Tatsache begründet liegt, alles zugleich zu sein. Wir haben in unserer Sprache keinen Begriff für das, was Auschwitz darstellt. Sicherlich hat es nicht für alle Menschen ein und dieselbe Bedeutung. Das heutige Auschwitz besteht aus einer Vielzahl von Wirklichkeiten, einer Vielzahl von Bedeutungen, Perspektiven und Herangehensweisen, die alle gleichzeitig vorhanden sind, auch wenn sie sich im Gegensatz zueinander befinden. Jeder dieser Teilaspekte scheint gleich wirklich und gleich wichtig zu sein, aber in jedem Falle sind diese Aspekte nur ein Teil der Realität und nur ein Teil der ganzen Bedeutung des Ortes. Es ist genau das Nichtvorhandensein einer inneren Übereinstimmung der Teilaspekte, die Existenz einer derartigen inneren Widersprüchlichkeit, die es so schwierig machen, das heutige Auschwitz zu begreifen; dadurch wird Raum zur Mythologisierung geschaffen.

Anmerkungen

1 Vgl.: Wladyslaw Bartoszewski, *The Convent at Auschwitz*, London: The Bowerdean Press, 1990, S.13.

Auch andere Faktoren können eine Rolle spielen, wie beispielsweise die relativ große Zahl derjenigen, die Auschwitz, im Gegensatz zu anderen Konzentrationslagern, überlebt haben. (Man geht davon aus, daß es nur drei Überlebende von Belzec gibt.)

2 Für die Zahlen von Belzec vgl.: Martin Gilbert, *The Holo-*

caust: The Jewish Tragedy, London: Collins, 1986, S. 502.

3 Während der Diskussion um die Einrichtung eines Karmeliterinnenklosters wurde deutlich, daß die Grenzen des vom Museum verwalteten Geländes (das außerdem auch ein Massengrab für die kurz nach der Befreiung verstorbenen Gefangenen umfaßt) selbst eine schwierige Angelegenheit sind. Ist das Gebäude Teil des Museums oder nicht? Was wir mit "Auschwitz" meinen ist je nach rechtlicher, historischer und "symbolischer" Sehweise unterschiedlich. Streng genommen, umfaßt Auschwitz etwa vierzig Konzentrationslager, die von einem Stammlager aus verwaltet wurden und von einer besonderen, vierundzwanzig Quadratkilometer großen Schutzzone im Westen und Südwesten der Stadt Oswiecim (von den Deutschen in Auschwitz umbenannt) umgeben waren. Heute jedoch ist der topographische Bezug kleiner geworden: Unter "Auschwitz" wird gemeinhin nur ein bestimmtes Gebiet des Gesamtkomplexes verstanden, d.h. nur jene Bereiche des Geländes, die allgemein zum Symbol für die entsetzlichen Verbrechen geworden sind, die hier verübt worden sind. Manche meinen damit das Stammlager (und zuweilen einige Gebäude in dessen unmittelbarer Nähe, wie beispielsweise jenes, in dem das Karmeliterinnenkloster untergebracht ist). Andere meinen mit dem Begriff "Auschwitz" (vor allem in einem jüdischen Kontext) auch das Gelände von Birkenau, hier Auschwitz-Birkenau genannt, auf dem sich die Hauptgaskammern und Krematorien befanden. (Der Rest des Auschwitz-Komplexes bestand aus Arbeitslagern). In anderen Zusammenhängen (wie z.B. in diesem Vortrag) meint "Auschwitz" beide Gebiete (unabhängig von den dazwischenliegenden vier Kilometern), auch wenn keine spezifische topographische Referenz beabsichtigt ist.

Mit anderen Worten: bestimmte Bereiche befinden sich nicht unter der Ägide des Museums (z.B. die alte Eisenbahnrampe oder Auschwitz-Monowitz), und in diesem Sinne steht das Museum lediglich stellvertretend für Auschwitz, anstatt dessen wirkliche Ausdehnung zu verkörpern. So wie in anderen früheren Konzentrationslagern, die heute Museen sind (z.B. in Dachau), gibt es eine große Anzahl von Orten (Baracken der SS oder die Unterkünfte der Kommandeure, um nur zwei wichtige Beispiele zu nennen), die in historischer Hinsicht eine wichtige Verbindung zu Auschwitz haben, die heute jedoch wie "gewöhnliche" Gebäude benutzt und behandelt werden - auch wenn es das Museum als seine Pflicht erachtet, an einigen dieser Orte Gedenktafeln anzubringen.

In der Praxis jedoch wird das Auschwitz-Museum als flächengleich mit dem Stammlager betrachtet, da alle Gebäude innerhalb dessen Umzäunung den Krieg überstanden haben (im Gegensatz zu vielen Gebäuden in Auschwitz-Birkenau), mit dem Ergebnis, daß das Museum dort seine Bürogebäude und Hauptausstellungen eingerichtet hat. Auf den dortigen Hinweistafeln und für die meisten touristischen Zwecke meint "Museum" ausschließlich das Stammlager, und die Anregung, den üblichen Touristenstrom auch nach Auschwitz-Birkenau zu lenken, ist nach wie vor umstritten.

4 Die Daten über Auschwitz, die in diesem Vortrag zur Sprache kommen, wie beispielsweise die Besucherzahlen, stammen alle aus eigenen Beobachtungen, die ich während einer anthropologischen Feldstudie zwischen Sommer 1988 und

Sommer 1991 in Auschwitz machte, sowie aus offiziellen Publikationen und internen Berichten des Museums und aus den Protokollen des Internationalen Rats für Auschwitz. Ich möchte hiermit meine große Dankbarkeit gegenüber der David Lewis Charitable Foundation zum Ausdruck bringen, die meine Feldstudien in Polen finanziell unterstützt hat, ebenso wie gegenüber den Mitarbeitern des Museums, die mir auf vielfältige Art und Weise während meiner dortigen Forschungstätigkeit behilflich gewesen sind.

- 5 Hier ist mit "Gelände" sowohl das Stammlager in Auschwitz als auch das Gebiet um Auschwitz-Birkenau gemeint (vgl. auch Anm. 3). Im Stammlager ist die sogenannte "Mauer des Todes" (die der Haupterschießungsplatz für Gefangene des Arbeitslagers war) in der Tat durch immer wieder dort niedergelegte Kränze (und an Allerseelen durch brennende Kerzen) zu einem Denkmal geworden. Außer einer Reihe diskreter Fahnenstangen und einem schmiedeeisernen Tor, das zu dem Platz vor der Mauer führt, gibt es kaum etwas, das aus diesem Platz architektonisch ein Denkmal machen würde. Das Monument in Auschwitz-Birkenau hingegen wurde speziell als ein solches errichtet. Die Orte in Auschwitz, an denen normalerweise die Kränze niedergelegt werden, stellen eine verkleinerte Version der Gesamtheit dar. Das bedeutet, daß diese beiden Orte symbolisch für das Ganze stehen, als stünden sie stellvertretend für die beiden Lager, in denen sie sich befinden. Dieser Prozeß ist vergleichbar mit der Art und Weise, in der das Museum stellvertretend für die Gesamtheit

von Auschwitz steht.

- 6 Hier stoßen wir auf ein interessantes terminologisches Problem: Juden sprechen vom heutigen Polen oft als "einem großen Friedhof"; auf gleiche Weise sprechen sie von Auschwitz. Was meinen sie damit? Vermutlich wollen sie damit keinen technischen Terminus einführen, sondern vielmehr die grundsätzliche Erkenntnis ausdrücken, daß es heute in Polen keine lebendigen jüdischen Gemeinden mehr gibt, im Gegensatz zu der außergewöhnlichen Vitalität, Vielfalt und vor allem Größe der jüdischen Gemeinden im Vorkriegspolen. Möglicherweise ist die Bezeichnung von Auschwitz als Friedhof eine Erweiterung dieser Erkenntnis, obgleich dieser Sprachgebrauch erklärtermaßen problematisch ist: Einerseits entspricht es nicht jüdischer Tradition, die Erinnerung an Orte von Massenmorden zu bewahren; andererseits herrscht vielleicht das Gefühl vor, daß Auschwitz ein außergewöhnlicher (symbolischer) Fall ist, wo der Begriff "Friedhof" lediglich die noch nicht geklärte Vorstellung andeutet, daß der Toten hier irgendwie gedacht werden sollte.

Aus: Jonathan Webber, *Die Zukunft von Auschwitz. Einige persönliche Bemerkungen*. Übers. Josefine Raab und Annette Winkelmann, herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau, Fritz Bauer Institut, Materialien Nr. 6, Frankfurt am Main 1995, S. 2-6. (Das Heft kann beim Fritz Bauer Institut bestellt werden.)

Die Texte auf den Plakaten im Zusammenhang

Plakat 1

Lilly J. Brief an ihre Kinder

Der Brief von Lilli Jahn wird ohne Kürzungen nach dem Archiv-Exemplar der Gedenkstätte Breitenau gedruckt:

Dresden, 21. März 1944

Meine innigstgeliebten Kinder Alle. Das ist eine lange und langweilige Reise; am 1. Tag sind wir über Halle bis Leipzig!! Wie gerne hätte ich Tante Lotte nochmal gesehen! Leipzig sieht böse böse aus, am Bahnhof, Augustus-Platz u. in der ganzen Innenstadt nur Trümmerhaufen. (...) Wir sitzen nun schon seit 3 Uhr hier in Dresden am Bahnhof u. hören eben, daß der Zug erst um 10 Uhr heute Abend weitergeht. Morgen Abend werden wir dann in Auschwitz sein. Die Mitteilungen darüber, wie es dort sein soll, sind sehr widersprechend. Es kann sein, daß ich nach 4 oder sogar nach 8 Wochen schreiben darf, seid also bitte nicht in Sorge, wenn ihr jetzt länger nichts hören solltet. (...) Wir müssen nun abwarten, wie alles wird. Ich werde weiter tapfer sein und fest die Zähne zusammenbeißen, an euch denken und durchhalten, wenn's auch noch so schwer sein wird. Solltet ihr mir Pakete schicken dürfen, so denkt bitte immer mal wieder an Zahnpasta, Haarnadeln und Körper-Puder. (...)

In den letzten Tagen habe ich die Familien beneidet, die alle zusammen damals fortgebracht wurden. Aber wenn ich's jetzt bedenke, ist es trotz aller tiefen Sehnsucht u. allem Trennungsschmerz leichter, Euch in geregelten Verhältnissen zu wissen u. Euch verschont zu sehen von all dem Widerwärtigen und Häßlichen. Ich habe nur den einzigen heißen Wunsch, Euch Alle gesund wiederzusehen. (...)

Jetzt auf dem Transport hab ich einen früheren Staatsanwalt und Rechtsanwalt aus Freiburg kennengelernt, (...). Von diesem Herrn hörte ich, daß alle einzelnen jüd. Personen aus Mischehen, also wenn der andere Teil tot oder geschieden ist, fortkommen, aber nur dann, wenn die Kinder über 18 Jahre alt sind. (...) Vati soll die Richtigkeit dieser Nachrichten noch einmal überprüfen. (...) Hoffentlich erhaltet Ihr diesen Brief! Habt Ihr das Päckchen mit den Briefen, dem Löffel für Dorle u. den Kleinigkeiten erhalten? Und das Bücherpaket? Sonst fordert es von Breitenau. (...) Gott behüte Euch! Wir bleiben unlöslich miteinander verbunden. Seid herzlichlich begrüßt und geküßt von Eurer treuen Mutti.

Plakat 2

Elisabeth Guttenberger Deportation¹

1926 wurde ich in Stuttgart geboren. Ich hatte vier Geschwister, die auch dort zur Welt kamen. Meine Eltern waren schon längere Zeit in Stuttgart ansässig. Wir wohnten in einem sehr schönen Stadtteil mit vielen Gärten und Grünflächen. Mein Vater verdiente seinen Unterhalt mit Antiquitäten und Streichinstrumenten. Mit unseren Nachbarn lebten wir friedlich zusammen. Niemand hat uns diskriminiert. Alle waren freundlich zu uns. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, so muß ich sagen, daß sie die schönste in meinem Leben war. (...)

Meine Lehrerin war eine Persönlichkeit und eine Gegnerin des Hitler-Regimes. (...) Ich verdanke es ihr, daß ich mit der achten Volksschulklasse abschließen konnte. Sonst hätte ich Auschwitz nicht überlebt, ohne eine gute Schulbildung wäre ich niemals in die Schreibstube gekommen. (...)

Im März 1943 wurden wir verhaftet. Morgens früh um sechs Uhr kam die Polizei und hat uns mit Lastwagen abgeholt. Ich war damals gerade siebzehn Jahre alt. Zusammen mit meinen Eltern, vier Geschwistern, einer dreijährigen Nichte, mit meiner achtzigjährigen Großmutter und vielen anderen Verwandten wurde ich nach Auschwitz deportiert. Die andere Großmutter kam wenig später mit ihrer Tochter und neun Enkeln auch dorthin. (...)

Als wir nach Auschwitz deportiert wurden, blieb unser Zug aus irgendeinem Grund plötzlich stehen. Aus der Gegenrichtung kam auch ein Zug, der genau neben uns gehalten hat. Da konnten wir dem Lokführer direkt ins Gesicht sehen, und mein Vetter fragte ihn: "Sagen Sie mal, wo ist das, was ist denn dieses Auschwitz?" Ich vergesse niemals die Augen dieses Lokführers. Er hat uns angestarrt und kein Wort herausgebracht. Denn er war einer von denen, die diese schrecklichen Menschentransporte fahren mußten. Er konnte nichts sagen, er hat durch uns hindurch gesehen. Erst in Auschwitz habe ich begriffen, weshalb dieser Mann uns keine Antwort geben konnte. Er war wie versteinert.

Der erste Eindruck, den wir von Auschwitz bekamen, war schrecklich. Es war schon dunkel, als wir angekommen sind. Ein riesiges Gelände, doch man hat nur die Lichter gesehen. Die Nacht mußten wir in einer großen Halle auf dem Fußboden verbringen. Am frühen Morgen mußten wir dann in das Lager marschieren. Dort hat man uns erstmal die Häftlingsnummer in den Arm tätowiert und die Haare abgeschnitten. Die Kleider, die Schuhe und die wenigen Dinge, die wir noch

dabei hatten, wurden uns weggenommen. Das "Zigeunerlager" lag im Lagerabschnitt Birkenau, zwischen dem Männerlager und dem Häftlingskrankenbau. In diesem Bereich standen dreißig Baracken, die man Blöcke nannte. Davon gingen Küchen, Krankenzstuben und Waschraum ab. Ein Block war die Toilette für das ganze Lager. In den restlichen Blöcken waren mehr als zwanzigtausend "Zigeuner" untergebracht. Die Baracken hatten keine Fenster, sondern nur Lüftungskappen. Der Fußboden war aus Lehm. In einer Baracke, die vielleicht für zweihundert Menschen Platz gehabt hätte, waren oft 800 und mehr untergebracht. Das allein war schon ein furchtbares Martyrium, diese Unterbringung der vielen Menschen.

Meine Tante ist neben mir gegangen. Wir sahen uns an, und uns beiden sind die Tränen runtergelaufen. Der Eindruck! Es war grausam. Die Menschen saßen reglos in diesen Buchsen und haben uns nur angestarrt. Ich habe gedacht, ich träume, ich bin in der Hölle.

Elisabeth Guttenberger, aus: *Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau*. Hg. Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Dokumentationszentrum Deutscher Sinti und Roma Heidelberg, München/London/New York/Paris: Saur, 1993, S.1501.

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Arieh Ben-Menachem Zeugenbericht¹

Dies ist ein Auszug aus dem Textbuch *Zeugen* zu dem gleichnamigen Dokumentarfilm von Karl Fruchtmann.

Wir sind in Transportwagen, in den Viehwaggons "Acht Pferde oder 28 Mann" – da sind wir zu hundert Mann in einem Waggon in eine unbekannte Richtung gefahren. Das Wort "Auschwitz" kannte ich nicht. Keiner aus unserem Waggon, von meiner Familie und von denen, die mit mir zusammen waren, wußte, was Auschwitz ist und daß überhaupt so eine Sache existiert, so ein geographischer Punkt existiert.

Es war Sabbath-Nachmittag, und als es dunkel wurde, hat meine Mutter, die sehr schön gesungen hat, angefangen, "Shavua tov", "Gut Woch" zu singen – und alle Leute haben mitgesungen. Und so sind wir voller Hoffnung weitergefahren.

Arieh Ben-Menachem, Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 38.

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Plakate 3 und 12

Ruth Klüger Güterwagen¹

Noch jetzt, wenn ich Güterwagen sehe, überläuft es mich. Es ist üblich, Viehwaggons zu sagen, aber auch Tiere werden ja normalerweise nicht so befördert, und wenn, so sollte es nicht sein. Ist denn die Tierquälerei die einzige Beziehung von Menschen und Tieren, die uns einfällt, wenn wir sagen, man hätte uns wie Tiere behandelt, also in Viehwaggons gesteckt? Das Problem war gar nicht, daß Viehwaggons von vornherein keine Personenzüge sind. Ich bin im selben Jahr zweimal in einem solchen Waggon, wie man die Vorsilben nun wählen mag, von einem Lager in ein weiteres transportiert worden und habe mich beim zweiten Mal gar nicht schlecht dabei gefühlt. Doch auf der Fahrt von Theresienstadt nach Auschwitz waren wir in einer Rattenfalle.

Die Türen waren hermetisch geschlossen, Luft kam durch ein kleines Viereck von einem Fenster. Es kann sein, daß es am anderen Ende des Waggons ein zweites solches Fenster gab, aber dort war Gepäck angehäuft. In Filmen oder Büchern über solche Transporte, die ja seither relativ häufig fiktionalisiert worden sind, steht der Held nachdenklich am Fenster oder vielmehr an der Luke oder hebt ein Kind zur Luke, oder einer, der draußen ist, sieht einen Häftling an der Luke stehen. Aber in Wirklichkeit konnte nur einer da stehen, und der hat seinen Platz nicht so leicht aufgegeben und war von vornherein einer mit Ellbogen. Der Waggon war einfach zu voll. Die Leute hatten ja alles mitgenommen, was sie besaßen. Man hatte ihnen ja nahegelegt, alles mitzunehmen. Mit dem Zynismus der Gier ließen sich die Nazis noch das letzte, was die Juden besaßen, von ihnen selbst an die Rampe in Auschwitz liefern, unter den Qualen, die eine solche Raumverengung mit sich bringen mußte. Man besaß zwar nicht viel, wenn man von Theresienstadt kam, aber immer noch zuviel für einen Güterwaggon voller Menschen. Waren wir 60 oder 80? Bald stank der Wagen nach Urin und Kot, man mußte dafür Gefäße vom Mitgebrachten finden, und es gab nur die eine Luke, um diese zu leeren.

Ich weiß nicht, wie lange die Reise gedauert hat. Wenn ich auf die Landkarte schaue, ist es gar nicht so weit von Theresienstadt nach Auschwitz. Aber diese Fahrt war die längste je. Vielleicht hat der Zug auch mehrmals gehalten und ist herumgestanden. Bestimmt nach der Ankunft in Auschwitz, doch wohl schon vorher standen die Waggons, und die Temperatur drinnen stieg. Panik. Ausdünstung der Körper, die es nicht mehr aushielten in der Hitze und in einer Luft, die mit jeder Minute zum Atmen ungeeigneter wurde. Von daher glaube ich eine Ahnung zu haben, wie es in den Gaskammern gewesen sein muß. Das Gefühl, verlassen zu sein, und damit meine ich nicht, vergessen zu sein; vergessen waren wir nicht, denn der Wagen stand ja auf

Schienen, hatte eine Richtung, würde ankommen; aber verworfen, abgetrennt, in eine Kiste gepfercht, wie unnützer Hausrat. Eine alte Frau neben meiner Mutter hat langsam durchgedreht, wimmerte, jammerte, und ich war ihr böse, ungeduldig, daß ihr Gehirn nicht mehr standhielt, daß sie so auf das große Übel unserer kollektiven Hilflosigkeit noch das kleine Übel ihrer privaten häufte. Meine Reaktion war sicher Abwehr gegen das Überhörte, daß eine Erwachsene in meiner Gegenwart den Verstand verlor. Schließlich war diese alte Frau so weit. Setzte sich meiner Mutter auf den Schoß und urinierte. Ich seh noch wie heute das damals noch faltenlose, angespannte, angewiderte Gesicht meiner Mutter im Zwielficht des Waggon, wie sie die Alte von ihrem Schoß schob, aber nicht brutal, nicht böse. Meine Mutter, die kein Vorbild für mich ist, war eben doch oft eines, und dieser Augenblick ist hängengeblieben. Es war eine pragmatisch menschliche Geste, etwa wie sich eine Krankenschwester von einer Patientin löst, die sich an sie klammert. Ich fand, meine Mutter hätte sich gründlich entrostet müssen, während für meine Mutter die Situation jenseits von Zorn und Empörung lag. Dieses Erlebnis ist nicht salonfähig. Neulich sprachen wir hier in Göttingen beim Nachtschiff von Engpässen, die wir erlebt haben, etwa ein Aufzug, der steckenbleibt, Tunnel, die zu lang sind, wie der geplante untere Ärmelkanal, wir sprachen über alles, was klaustrophobisch wirken kann, und auch, schon näher an meiner Erfahrung, von den Luftschutzkellern in der Kindheit einiger der Anwesenden. Ich hatte meine Fahrt im Viehwagon anzubieten und habe natürlich unentwegt daran gedacht, aber wie soll ich das beisteuern? Diese Geschichte hätte das Gespräch derart gedämpft, den Rahmen dermaßen gesprengt, daß nur ich noch gesprochen, die anderen mehr oder minder betroffen, bedrückt, geschwiegen hätten, mundtot gemacht von meinem Erlebnis. Ich erzählte also statt dessen etwas anderes, aus dem Leben einer Münchner Freundin, die bei einem Bombenangriff die halbe Schulklasse verlor, während sie das Glück hatte, nur an die Wand geschleudert zu werden. Über eure Kriegserlebnisse dürft und könnt ihr sprechen, liebe Freunde, ich über meine nicht. Meine Kindheit fällt in das schwarze Loch dieser Diskrepanz.

Was willst du, sagt ihr dann wohl, daß wir einen Transport nach Auschwitz wie einen steckengebliebenen Aufzug oder auch nur wie einen Aufenthalt im Luftschutzkeller behandeln? Und da bin ich wieder bei meiner Gisela aus Princeton, wie sie mir blitzsauber und kellnerinartig die Gnade ihrer späten Geburt serviert und mir das Pech meiner früheren Geburt ungnädig übernimmt. *Die* scheute sich nicht zu vergleichen, nur wurden aus ihren Vergleichen gleich Gleichungen, und schlechte Rechnerin, die sie war, stimmten die Lösungen nicht. Wenn man andererseits gar nicht vergleicht, kommt man auf gar keine Gedanken und es bleibt beim Leerlauf der kreisrunden Phrasen, wie in den meisten Gedenkreiden. Und ich schweige und darf nur zuhören

und nicht mitreden. Menschen derselben Generation waren wir, gutwillig und der Sprache mächtig, doch der alte Krieg hat die Brücken zwischen uns gesprengt, und wir hocken auf den Pfeilern, die in unsere neuen Häuser ragen. Doch wenn es gar keine Brücke gibt von meinen Erinnerungen zu euren, warum schreib ich das hier überhaupt?

Menschen, die in engen Räumen Todesangst erlebt haben, besitzen von daher eine Brücke zum Verständnis für so einen Transport, wie ich ihn beschreibe. So wie ich von meinem Transport her eine Art Verständnis für den Tod in den Gaskammern habe. Oder doch meine, ein solches Verständnis zu haben. Ist denn das Nachdenken über menschliche Zustände jemals etwas anderes als ein Ableiten von dem, was man kennt, zu dem, was man erkennen, als verwandt erkennen kann. Ohne Vergleiche kommt man nicht aus.

Sonst kann man die Sache nur ad acta legen, ein Trauma, das sich der Einfühlung entzieht. Da baut jeder seine eigenen Barrieren auf. Glaub mir, es gibt Amerikaner, auf die eure Luftschutzkellererlebnisse wie ein unfeiner Alptraum wirken würden, über den man bei Tisch nicht redet. Und vielleicht gibt es unter euren eigenen Kindern schon solche. Ich hab damals immer gedacht, ich würde nach dem Krieg etwas Interessantes und Wichtiges zu erzählen haben. Aber die Leute wollten es nicht hören, oder nur in einer gewissen Pose, Attitüde, nicht als Gesprächspartner, sondern als solche, die sich einer unangenehmen Aufgabe unterziehen, in einer Art Ehrfurcht, die leicht in Ekel umschlägt, zwei Empfindungen, die sich sowieso ergänzen. Denn die Objekte der Ehrfurcht, wie die des Ekels, hält man sich vom Leib.

Knapp vor der Unerträglichkeit wurden die Türen aufgeschoben. Dann ging es ganz schnell, der Wagen war im Nu geleert, meine Mutter packte gerade noch das Bündel, auf dem sie saß. (Sie hat sich immer an irgendwelche Gegenstände geklammert, wie ich an Worte.) Nach vorne gerissen, von hinten gestoßen, fiel ich aus dem Waggon, denn man mußte springen, zum Aussteigen sind solche Wagen zu hoch – merkwürdig, Peter Weiss hat das gemerkt, guter Beobachter, der er war. Ich richtete mich auf, wollte weinen, oder doch greinen, aber die Tränen versiegt vor der Unheimlichkeit des Orts. Man hätte ja erleichtert sein müssen, und ein paar Augenblicke lang war ich es auch, endlich nicht mehr in einer Sardinenbüchse zu schmoren und frische Luft zu atmen. Aber die Luft war nicht frisch, sie roch wie sonst nichts auf dieser Welt. Und ich wußte instinktiv sofort, daß man hier nicht weinte, nicht die Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Strapaziert, überfordert, erschöpft schluckte ich das Grausen, das mir in den Hals stieg wie Kotze. Jetzt nur ein bisschen Ruhe, einen Becher Wasser, zu sich kommen. Gerade das stand nicht auf dem Programm. Rundum ein widerliches, beklemmendes Geschrei, das nicht aufhören wollte. Die Männer, die uns mit ihrem "Raus, raus" aus dem Wagen gezogen hatten und jetzt weiter-

trieben, waren wie tolle, bellende Hunde. Ich war froh, in der Mitte unseres Haufens zu stehen und zu gehen. Ich sollte diesen haßerfüllten Ton, der den Angesprochenen oder Angeschrienen menschlich vertreibt und ihn oder sie gleichzeitig wie einen Gegenstand festhält, in den nächsten Wochen immer wieder hören und krümmte mich immer neu davor. Es war ein Ton, der nur darauf ausgerichtet war, einzuschüchtern und dadurch zu bestätigen. Man merkt meist nicht, wieviel Rücksicht im gewöhnlichen Gesprächston liegt, und selbst noch im Ärger, im Streit und sogar im Zorn. Man streitet mit seinesgleichen, wir waren nicht einmal Gegner. Das Autoritätsgebarren in Auschwitz war stets auf Aberkennung gerichtet, Ablehnung der menschlichen Existenz des Häftlings, seines oder ihres Rechts dazu sein. Primo Levi hat das in seinem Buch "Ist das ein Mensch?" beschrieben. Der aber kam mit dem Selbstgefühl eines erwachsenen, fertigen Europäers dahin, geistig als Rationalist und geographisch als Italiener beheimatet und gefestigt. Für ein Kind war das anders, denn mir war in den wenigen Jahren, die ich als bewußter Mensch existierte, die Lebensberechtigung Stück für Stück aberkannt worden, so daß Birkenau für mich einer gewissen Logik nicht entbehrte. Es war, als sei man einfach dadurch, daß man am Leben war, in ein fremdes Grundstück eingebrochen, und der das Wort an dich richtet, läßt dich wissen, daß dein Dasein unerwünscht ist. Wie ich zwei Jahre vorher in arischen Geschäften, laut ausgehängtem Schild, unerwünscht gewesen war. Nun hatte sich das Zahnrad weiter gedreht, und der Boden, auf dem du stehst, will, daß du verschwindest.

Auf diese Rampe fall ich immer noch. Aus einer Narkose erwachend, fall ich, erleichtert und entsetzt zugleich, aus der aufgerissenen Tür des bislang versiegelten Wagens auf diese seither berühmt gewordene Rampe, damals noch unberühmt, Sackgasse im Amoklauf einer besessenen Kultur. Unvergessener Augenblick, verhärtet und verknöchert in ein Lebensgefühl. Vom Regen in die Traufe, vom Viehwaggon auf die Rampe, vom Transport ins Lager, aus einem geschlossenen Raum in die verpestete Luft. Fallen.

Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 108 f.

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Plakate 4 und 11

Charlotte Delbo Straße der Ankunft, Straße der Abfahrt

Es gibt die, die ankommen, mit dem Blick suchen sie in der Menge derer, die warten,

nach denen, die auf sie warten. Sie umarmen sie und sagen, daß sie müde von der Reise sind.

Es gibt die, die abfahren. Sie verabschieden sich von denen, die nicht abfahren, und umarmen die Kinder.

Es gibt eine Straße für die, die ankommen, und eine Straße für die, die abfahren.

Es gibt ein Café, das heißt "Zur Ankunft", und ein Café, das heißt "Zur Abfahrt".

Es gibt die, die ankommen, und die, die abfahren.

Aber es gibt einen Bahnhof, wo die, die ankommen, genau die sind, die abfahren,

einen Bahnhof, wo die, die ankommen, niemals angekommen sind und die, die abgefahren sind, niemals zurückgekehrt sind

das ist der größte Bahnhof der Welt.

An diesem Bahnhof kommen sie an, kommen sie von überall an.

Dort kommen sie an, nach Tagen und Nächten

nachdem sie ganze Länder durchquert haben

sie kommen mit den Kindern an, sogar mit den ganz Kleinen, die gar nicht reisen mußten

Sie haben ihre Kinder mitgebracht, weil man sich auf dieser Reise von seinen Kindern nicht trennt.

Die, die Gold besaßen, haben es mitgebracht, denn sie glaubten, das Gold könne ihnen nützen.

Alle haben das mitgebracht, was ihnen am kostbarsten war, denn man darf seinen kostbarsten Besitz nicht zurücklassen, wenn man in die Ferne reist.

Alle haben ihr Leben mitgenommen, vor allem sein Leben mußte man mitbringen.

Und als sie ankommen,

glauben sie, sie sind

in der Hölle,

wahrscheinlich. Obwohl sie daran nicht glaubten.

Sie wußten nicht, daß man mit dem Zug in die Hölle fährt, aber wo sie jetzt da sind, wappnen sie sich und fühlen sich fähig, ihr trotzen zu können

mit den Kindern den Frauen den alten Eltern

mit den Andenken der Familie und den Dokumenten der Familie.

Sie wissen nicht, daß man an diesem Bahnhof nicht ankommt.

Sie sind auf das Schlimmste gefaßt – sie sind nicht auf das Unvorstellbare gefaßt.

Und als man sie anbrüllt, sich in Fünferreihen aufzustellen, die Männer auf die eine Seite, die Frauen und die Kinder auf die andere Seite, in einer Sprache, die sie nicht verstehen, verstehen sie die Stockschläge und stelle sich in Fünferreihen auf, da sie auf alles gefaßt sind.

Die Mütter drücken die Kinder an sich – sie zitterten, daß sie ihnen weggenommen werden – weil die Kinder Hunger und Durst haben und von Schlaflosigkeit durch so viele Länder hindurch ganz benommen sind. Endlich ist man angekommen, werden sie sich um die Kinder kümmern können.

Und als man sie anbrüllt, ihre Bündel, ihre Feder-

betten und ihre Andenken auf dem Bahnsteig zurückzulassen, lassen sie sie dort, weil sie auf alles gefaßt sein müssen und sich über nichts wundern wollen. Sie sagen "wir werden ja sehn", sie haben schon soviel gesehen, und sie sind müde von der Reise.

Der Bahnhof ist kein Bahnhof. Es ist das Ende einer Schiene. Sie sehen sich um, und sind von der Trostlosigkeit um sie herum bedrückt.

Am Morgen verbirgt der Nebel die Sümpfe vor ihnen.

Am Abend beleuchten die Scheinwerfer den weißen Stacheldraht mit der Schärfe einer Weltraumphotographie. Sie glauben, man bringt sie dorthin, und sind erschrocken.

Nachts warten sie auf den Tag; mit den Kindern, die auf den Armen der Mütter lasten. Sie warten, und sie stellen sich Fragen.

Am Tag warten sie nicht. Die Reihen setzen sich sofort in Bewegung. Zuerst die Frauen mit den Kindern, sie sind am meisten erschöpft. Danach die Männer. Sie sind genauso erschöpft, aber erleichtert, daß man ihre Frauen und ihre Kinder zuerst gehen läßt.

Denn die Frauen und Kinder läßt man zuerst gehen.

Im Winter packt sie die Kälte. Besonders jene, die aus Kreta kommen, Schnee ist für sie neu.

Im Sommer blendet sie die Sonne beim Verlassen der dunklen Güterwagen, die bei der Abfahrt verriegelt worden sind.

Bei der Abfahrt aus Frankreich aus der Ukraine aus Albanien aus Belgien aus der Slowakei aus Italien aus Ungarn vom Peloponnes aus Holland aus Mazedonien aus Österreich aus der Herzegowina von der Schwarzmeerküste von der Ostseeküste von der Mittelmeerküste und von den Ufern der Weichsel.

Sie möchten wissen, wo sie sind. Sie wissen nicht, daß das hier die Mitte Europas ist. Sie suchen das Bahnhofsschild. Das ist ein Bahnhof, der keinen Namen hat.

Ein Bahnhof, der für sie niemals einen Namen haben wird.

Manche sind zum ersten Mal auf Reisen.

Manche, Kaufleute, sind in alle Länder der Erde gereist. Jede Landschaft war ihnen vertraut, diese hier erkennen sie nicht.

Sie sehen hin. Später werden sie sagen können, wie es war.

Alle wollen sich daran erinnern, welchen Eindruck sie hatten und wie sie das Gefühl bekamen, daß sie nicht zurückkehren würden.

Das ist ein Gefühl, das man schon einmal in seinem Leben haben konnte. Sie wissen, daß man Gefühlen mißtrauen muß.

Es gibt jene, die aus Warschau kommen, mit großen Umschlagtüchern und zusammengeknöteten Bündeln

die aus Zagreb kommen, die Frauen tragen Kopftücher

es gibt jene, die von der Donau kommen, mit bunten Wollsachen, in den Abendstunden gestrickt

jene, die aus Griechenland kommen und schwarze Oliven und Loukoum mitgenommen haben

jene, die aus Monte Carlo kommen

sie waren im Casino

sie sind im Frack, und das Hemd ist von der Reise ruiniert

sie haben einen Bauch und sind kahlköpfig

das sind reiche Bankiers, die spekuliert haben

es gibt Neuvermählte, die gerade aus der Synagoge kamen, die Braut in Weiß und mit Schleier, der ganz zerknittert ist, weil sie direkt auf dem Boden des Waggons geschlafen hat

der Bräutigam in Schwarz mit Zylinder und beschmutzten Handschuhen

die Eltern und Gäste, Frauen mit perlenbestickten Täschen

die alle bedauern, daß sie nicht mehr nach Hause gehen und weniger empfindliche Kleider anziehen konnten.

Der Rabbi hält sich gerade und geht an der Spitze. Er ist den anderen schon immer ein Vorbild gewesen.

Da sind junge Mädchen aus einem Pensionat mit ihren einheitlichen Faltenröckchen und ihren Hüten, an denen ein blaues Band flattert. Sie ziehen ihre Söckchen hoch, als sie aussteigen. Und sie gehen artig in Fünferreihen wie zum Spaziergang am Donnerstag, sie halten sich an der Hand und wissen nicht. Was kann man kleinen Mädchen aus einem Pensionat antun, die von ihrer Lehrerin begleitet werden? Die Lehrerin sagt ihnen: "Kinder, bleibt artig." Sie haben keine Lust, unartig zu sein.

Da sind die alten Leute, die Nachrichten von ihren Kindern aus Amerika bekamen. Sie stellen sich das Ausland wie auf den Ansichtskarten vor. Nichts glich dem, was sie hier sehen. Die Kinder werden es nie glauben.

Da sind die Intellektuellen. Es sind Ärzte oder Architekten, Komponisten oder Dichter, sie unterscheiden sich durch ihren Gang und durch die Brillen. Auch sie haben in ihrem Leben schon viel gesehen. Sie haben viel studiert. Manche haben sogar viel Fantasie aufgebracht, um Bücher zu schreiben, und nichts aus ihrer Fantasie ähnelt dem, was sie hier sehen.

Da sind alle Kürschner aus den Großstädten und alle Herren- und Damenschneider, alle Konfektionschneider, die in den Westen ausgewandert waren und hier das Land ihrer Vorfahren nicht wiedererkennen.

Da ist das unaufhörlich strömende Volk aus den Städten, in denen jeder seine eigene Wabe bewohnt, und jetzt bilden sie endlose Reihen, so daß man sich fragt, wie das alles in den übereinander getürmten Waben der Städte Platz finden konnte.

Da ist eine Mutter, die ihr fünf Jahre altes Kind ohrfeigt, vielleicht, weil es nicht an ihrer Hand gehen will

und weil sie will, daß es ruhig bei ihr bleibt. Man könnte sich aus den Augen verlieren, an einem fremden Ort und bei so vielen Menschen darf man sich nicht trennen. Sie ohrfeigt ihr Kind, und wir, die wir wissen, verzeihen ihr nicht. Außerdem würde es nichts ändern, wenn sie es mit Küssen bedeckte.

Es gibt jene, die achtzehn Tage unterwegs waren und verrückt geworden sind und sich in den Waggon gegenseitig umgebracht haben und

jene, die während der Reise erstickt sind, so eng waren sie zusammengepfert

die steigen natürlich nicht aus.

Da ist ein kleines Mädchen, das seine Puppe ans Herz drückt, auch die Puppen erstickt man.

Da sind zwei Schwestern in weißen Mänteln, die spaziergegangen waren und zum Abendessen nicht nach Hause gekommen sind. Die Eltern machen sich immer noch Sorgen.

In Fünferreihen schlagen sie die Straße der Ankunft ein. Es ist die Straße der Abfahrt, sie wissen es nicht. Das ist die Straße, die man nur einmal geht.

Sie gehen in guter Ordnung – man soll ihnen nichts vorwerfen können.

Sie kommen zu einem Haus und seufzen. Endlich sind sie angekommen.

Und als die Frauen angeschrien werden, sie sollen sich ausziehen, ziehen sie zuerst die Kinder aus und geben acht, daß sie sie nicht ganz wach machen. Nach der tage- und nächtelangen Reise sind sie gereizt und quengelig

und sie fangen an, sich vor den Kindern auszuziehen, nun, anders geht es nicht

und als jede ein Handtuch bekommt, machen sie sich Gedanken, ob die Dusche auch warm sein wird, denn die Kinder könnten sich erkälten

und als die Männer, ebenfalls nackt, aus einer anderen Tür in den Duschaum treten, halten die Frauen die Kinder vor sich.

Und vielleicht verstehen jetzt alle.

Und es nützt gar nichts, daß sie jetzt verstehen, da sie es denen nicht sagen können, die auf der Rampe warten

denen, die in den dunklen Waggon durch alle Läden rollen, bis sie hier ankommen

denen, die in den Lagern sind und sich vor der Abfahrt ängstigen, weil sie das Klima oder die Arbeit fürchten, und daß sie ihre Habe verlieren

denen, die sich in den Bergen und in den Wäldern verstecken und sich nicht länger verstecken wollen. Was auch kommen mag, sie gehen nach Hause. Warum sollte man sie denn abholen, sie haben nie jemandem etwas Böses getan

denen, die sich nicht verstecken wollten, weil man nicht alles aufgeben kann

denen, die ihre Kinder in einem katholischen Internat in Sicherheit glaubten, wo die Fräulein so gütig sind.

Mit den Faltenröcken der kleinen Mädchen wird man ein Orchester einkleiden. Der Kommandant will, daß am Sonntagmorgen Wiener Walzer gespielt wird.

Eine Blockführerin wird, um ihrem Fenster ein wohnlicheres Aussehen zu geben, Vorhänge aus dem heiligen Tuch anfertigen, das der Rabbi bei sich trug, um den Gottesdienst zu feiern, was auch immer ihm geschehen und wo auch immer er sich aufhalten würde.

Eine Kapo wird sich mit dem Frack und dem Zylinder des Bräutigams, ihre Freundin mit dem Schleier verkleiden, und am Abend, wenn die anderen zu Tode erschöpft schlafen, werden sie Hochzeit spielen. Die Kapos können sich amüsieren, sie sind abends nicht müde.

An die kranken Deutschen werden schwarze Oliven und Loukoum verteilt, aber sie mögen weder die Oliven aus Calamata, noch Oliven überhaupt.

Und den ganzen Tag und die ganze Nacht jeden Tag und jede Nacht rauchen die Schornsteine von diesem Brennstoff aus allen Ländern Europas

Männer an den Schornsteinen verbringen den Tag damit, die Asche nach dem geschmolzenen Zahngold zu durchsuchen. Diese Juden haben alle Gold im Mund, und sie sind so viele, daß es ganze Tonnen ergibt.

Und im Frühjahr streuen Männer und Frauen die Asche auf die trockengelegten und zum ersten Mal kultivierten Sümpfe und düngen den Boden mit menschlichem Phosphat.

Sie haben einen Sack um den Bauch gebunden und tauchen die Hand in den Staub aus menschlichen Knochen, den sie in großen Würfeln fortschleudern; sie mühen sich in den Furchen ab, der Wind trägt ihnen den Staub ins Gesicht zurück, und am Abend sind sie ganz weiß, und der Schweiß, der durch den Staub geströmt ist, hat Rinnen gebildet.

Und Angst, daß das ausgeht, braucht man keine zu haben, Züge um Züge kommen an, jeden Tag und jede Nacht und zu jeder Stunde jeden Tages und jede Nacht.

Es ist der größte Bahnhof der Welt, was Ankunft und Abfahrt betrifft.

Nur die, die ins Lager kommen, erfahren später, was mit den anderen geschehen ist, und weinen darüber, daß sie sich am Bahnhof von ihnen getrennt haben, weil der Offizier an einem Tag den jüngsten befahl, eine eigene Reihe zu bilden

schließlich müssen auch welche da sein, die die Sümpfe trockenlegen und die Asche der anderen ausstreuen und sie sagen sich, daß es besser gewesen wäre, niemals hier herein zu kommen und niemals zu wissen.

Ihr, die ihr zweitausend Jahre geweint habt um einen, der drei Tage und drei Nächte lang starb

welche Tränen werdet ihr für die haben, die viel länger als dreihundert Nächte und viel länger als dreihundert Tage gestorben sind

wie sehr
werdet ihr um die weinen,
die soviel Todeskämpfe durchlitten haben
und sie waren unzählige

Sie glaubten nicht an die Auferstehung zum ewigen
Leben
Und sie wußten, daß ihr nicht weinen würdet.

O ihr Wissenden
wußtet ihr, daß Hunger die Augen glänzen läßt
daß Durst sie trübt
O ihr Wissenden
wußtet ihr, daß man seine Mutter tot sehen und keine
Tränen haben kann
O ihr Wissenden
wußtet ihr, daß man morgens sterben will und abends
Angst hat
O ihr Wissenden
wußtet ihr, daß ein Tag länger dauert als ein Jahr
eine Minute länger als ein Leben
O ihr Wissenden
wußtet ihr, daß Beine zerbrechlicher sind als Augen
Nerven härter als Knochen
das Herz widerstandsfähiger als Stahl
Wußtet ihr, daß die Steine am Weg nicht weinen,
daß es nur ein Wort für Entsetzen gibt
nur ein Wort für Angst
Wußtet ihr, daß das Leiden keine Schranke kennt
der Schrecken keine Grenze
Wußtet ihr es
ihr Wissenden

Meine Mutter,
das war Hände, ein Gesicht
Sie haben unsere Mütter nackt vor uns aufgestellt

Hier sind die Mütter ihren Kindern keine Mütter mehr.

Alle waren am Arm mit einer unauslöschlichen Num-
mer gezeichnet
Alle mußten nackt sterben

An der Tätowierung erkannte man die toten Männer
und die toten Frauen.

Es war eine trostlose Ebene
am Rand einer Stadt

Die Ebene war vereist
und die Stadt
hatte einen Namen.

Charlotte Delbo, *Trilogie (Auschwitz und danach: Keine von
uns wird zurückkehren. / Eine nutzlose Bekanntschaft. / Maß
unserer Tage.* Aus dem Französischen von Eva Groepler und
elisabeth Thielicke, Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Frank-
furt am Main 1990, S. 7-21.

Plakat 5

Awraham S. Zeugenbericht¹

Dies ist ein Auszug aus dem Textbuch *Zeugen* zu
dem gleichnamigen Dokumentarfilm von Karl
Fruchtmann.

Eine Antwort zu geben über Mengele?
Ich glaube, das ist unmöglich.
Ich habe vor mir einen Menschen gesehen, einen Mann
gesehen. Das war in Auschwitz, als wir aus Lodz ka-
men, und hinter ihm waren die zwei – die Krematori-
ums-Schornsteine, und der war so höflich, so elegant –
ein Apfel in der einen Hand, und mit der anderen hat
er den Hund gestreichelt – so höflich, und sagte zu
meinem Vater: “Ist die Arbeit für dich nicht zu schwer?”
Da sagte mein Vater: “Ich bin Schlosser, ich gehe mit
meinen Kindern.”
Und zu meinem anderen Bruder und seiner Frau – sie
hatte das Kind auf dem Arm, es war zwei Jahre alt:
“Vielleicht läßt du den Mann alleine gehen?” Der war
Invalide, ein Krüppel, er war als soldat verletzt wor-
den. Sie hat gesagt: “Nein, ich gehe mit meinem Mann.”
“Wenn sie wollen – bitte schön!”
Der war so höflich, daß man nie geglaubt hätte, daß es
eine Selektion war und er meinen Bruder, seine Frau
und das kleine Kind in die Gaskammer geschickt hat.

Awraham S., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aus-
sagen zum Mord an einem Volk.* Köln: Kiepenheuer und
Witsch, 1982, S. 52

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Plakat 6

Filip Müller Überlebender der fünf Liquidationen des Sonderkommandos von Auschwitz Interview von Claude Lanzmann

Vor jeder Vergasungsaktion hatte die SS
einige sehr scharfe Vorkehrungen durchgeführt.
Das Krematorium war umgezäunt mit SS,
und in dem Hof laufen da herum viele SS-Männer
mit Hunden und Maschinengewehre.

Auf der rechten Seite befanden sich die Treppen,
die ja führten unterirdisch in den Auskleideraum.
In Birkenau gab es vier Krematorien
(Krematorien II, III und wieder IV, V),
Krematorium II war identisch mit dem Krematorium III.
Im Krematorium II und III waren das Auskleideraum

und die Gaskammer unterirdisch installiert,
eine große Auskleideraum
von etwa zweihundertachtzig Quadratmetern,
und eine große Gaskammer,
wo konnte man bis dreitausend Menschen auf einmal
vergasen.

Das Krematorium V sowie auch das Krematorium IV
waren sich einig.

Es unterschied sich von dem Krematorium II und III,
da es waren keine unterirdische Räume.

Alles war auf einer Ebene.

Im Krematorium IV und V waren drei Gaskammern.

Mit einer Kapazität schon ...

also höchstens konnte man hier eintausendachthundert
bis zweitausend auf einmal vergasen.

Krematorium II und III hatte je fünfzehn
Öfen.

Krematorium IV und V je acht Öfen.

Die Menschen, als sie noch hereinkamen im Kremato-
rium,

haben alles gesehen ...

diese schreckliche Gewalt.

Das ganze Terrain war abgezaunt von SS in Waffen.

Die Hunde bellten.

Maschinengewehre waren da.

Jeder von denen hat gezweifelt ...

polnische Juden hauptsächlich.

Wahrscheinlich ahnten sie auch, daß da etwas nicht
stimmt.

Aber niemand von denen konnte, nicht einmal im
kleinsten,

sich vorstellen, daß er vielleicht in drei, vier Stunden
in Asche verwandelt würde.

Wenn die in den Auskleideraum gekommen sind,
haben sie da gesehen,

daß der Auskleideraum hat ausgesehen

wie ein internationales Informationszentrum.

An den Wänden waren angebracht Haken

und auf jedem Haken

war eine Nummer. Und unter den Haken

waren Bänke aus Holz,

damit sich die Menschen ausziehen können,
bequemer, wie sie sagten.

Und jetzt, auf den vielen Säulen,

die stützten doch diese unterirdische Auskleideraum,
befanden sich viele Plakate

in vielen Sprachen angebracht.

“Rein ist fein”,

“Eine Laus – dein Tod”,

“Wasche Dich”,

“Zum Desinfektionsraum”.

Viel solche Schilder und Plakate,

deren Aufgabe es doch war,

nur die Menschen in den Gaskammern

dann ausgezogen hereinlocken.

Und links gegenüber war die Gaskammer,

mit eine massive Tür ausgestattet.

Der Zyklon im Krematorium II und III

wurde durchgeführt von den sogenannten SS-Des-
infektoren,

von der Decke an,

und im Krematorium IV und V durch einige kleine
Fenster.

Mit fünf oder sechs Gaskonserven

getötet hat vielleicht zweitausend Menschen.

Die sogenannten Desinfektoren

kamen, mit einem roten Kreuz getarnt,

daß sie begleiteten die Kolonnen mit rotem Kreuz

und zu einer Erscheinung,

daß diese Menschen im Bad begleitet würden mit ...

Faktisch aber befindet sich in dem roten Kreuz

das Gas Zyklon mit den Hammern zusammen.

Das Sterben von Gas dauerte etwa

von zehn bis fünfzehn Minuten.

Das Schrecklichste in dem allen war,

als man die Gaskammer aufgemacht hat,

die grausame Szenerie sich anschauen.

Wie die Menschen da angepreßt wie Basalt,
wie Steine standen.

Wie sie herausfielen von den Gaskammern!

Einige Male hab ich das gesehen.

Und das war das Schwerste überhaupt,

aber auf das konnte man sich nie gewöhnen.

Das war unmöglich.

Unmöglich.

Unmöglich ...

Ja. Man muß es so sehen, daß der Gas,

wenn er eingeworfen hat,

da hat er gewirkt doch so,

daß er sich ... von unten nach oben stieg der.

Und jetzt, in diesem schrecklichen Kampf, der da ent-
stand

– das war ein Kampf, der da entstand –,

in ... in ... in ...

die Lichter waren weg, also ausgeschaltet

in den Gaskammern,

es war dunkel da, man hat nicht gesehen,

und daß die Stärkeren wollten immer mehr nach oben.

Weil sie haben wahrscheinlich gespürt,

daß, wie mehr sie nach oben kommen, daß um so mehr,
um so mehr kriegen sie Luft.

Um so mehr also könnten sie atmen. Ja?

Und da entstand ein Kampf.

Und zweitens, die meisten haben sich gedrängt
zu der Tür.

Ja, psychologisch also, daß sie gewußt haben,

die Tür ist da, vielleicht ausbrechen durch die Tür.

Also ein Instinkt in dem ... in dem Le ...

also in dem ... in dem Todeskampf, der da durchge-
führt war.

Und dafür hat man auch gesehen, daß gerade

Kinder und schwächere Menschen,

ältere Menschen, die lagen unten.
Und die Kräftigsten, die waren oben.
Weil in dem Leben ... weil in dem Leben ...
also in dem Todeskampf erkannte schon nicht,
meines Achters, der Vater, daß sein Kind
hinter ihm liegt, unter ihm.

*Und wenn man die Tür
geöffnet hat ...*

... sind die Menschen herausgefallen.
Wobei ... herausgefallen wie ein Stück Stein,
große Steine, sagen wir, von einem Lastwagen,
wie ein Ballast.

Und dort, wo der Zyklon wieder war, war leer.

Ja. Da war eine ganz leere Stelle.

Wahrscheinlich haben die Opfer gespürt,
daß hier ... am stärksten der Zyklon wirkt.

Und die Leute waren ...

Ja. Die Leute also waren ... die Leute waren verletzt,
weil sie durcheinander in der Dunkelheit
aufeinandergeraten sind,

der eine auf'n andern angeprallt,
verschmutzt, verkotet,

Blut
von den Ohren, von der Nase.

Man konnte auch sehen, in einigen Fällen,
daß die auf die Erde liegende Menschen so,
würde ich sagen, durch den Preß von den anderen
zu unkenntlich ... sie waren nicht einmal ...
man könnte sie ...

sagen wir mal, die Kinder haben
den Schädel auch zerbrochen.

Ja.

Bitte?

Es muß furchtbar gewesen sein.

Ja, also die Menschen brachten
Blutungen, von Ohren, von Nas,
Menstruationsblutungen vielleicht waren auch dabei,
nicht vielleicht, bestimmt,
das alles also war in dem Lebens ...
also in dem Todeskampf, war eine
furchtbare Anblick.

Und das war das Schwerste dran.

Es war sinnlos,
die Wahrheit überhaupt zu sagen jedem,
der die Schwelle des Krematoriums übertrat.
Da konnte man nicht retten.

Da war unmöglich zu retten.

Im Jahr 1943,

als ich schon im Krematorium V war,

kam ein Transport aus Bialystok.

Und da fand ein Häftling vom Sonderkommando

in dem Auskleideraum eine Frau,

die Frau von seinem Freund war.

Da hat er ihr ganz klipp und klar gesagt:

“Ihr werd's vernichtet.

In drei Stunden geht's ihr zu Asche.”

Diese Frau, die hat ihm geglaubt,
weil sie hat ihn gekannt.

Und sie ist herumgelaufen

und hat es erzählt den anderen Frauen.

“Man wird uns harginnen!”

“Man wird uns vergasen!”

Die Müttern, die ihre Kinder

auf den Schultern tragen tun, die wollten das nicht
hören.

Und die haben geglaubt, daß diese Frau verrückt ist.

Sie haben sie abgeschlagen.

Da hat sie sich gewandt auf die Männer.

Und es hat ihr nicht genützt.

Nicht, daß die das nicht geglaubt hätten,

sie haben schon vieles gehört in Bialystock, in dem
Getto,

Grodno, und so ...

Aber wer wollte schon so was hören!

Und wenn sie gesehen hat, daß niemand will ihr glau-
ben,

hat sie sich sein ganzes Gesicht zerkratzt,

in Unglück, in Schock geraten.

Und geschrien hat sie.

Und was war der Ende?

Die gingen in der Gaskammer,

aber die Frau hat man dagelassen.

Und jetzt müßten wir alle antreten, vor den Öfen.

Vorher haben sie sie gequält,

schrecklich gequält,

weil sie wollte nicht verraten.

Und dann hat sie auf ihn gezeigt.

Man hat ihn herausgenommen und lebendig in's Ofen.

Wurde uns gesagt: “Wer so was sagen würde, endet so.”

Wir haben sich schon vielmal
im Sonderkommando Gedanken gemacht,
wie man ... wie man überhaupt
den Menschen das sagen konnte.

Ja. Wie man das könnte beibringen den Menschen.

Aber, die Erfahrungen, das war

nicht nur einmal, sagen wir mal,

das waren einige Male,

wo man das gesagt dann hat,

haben gezeigt, daß es zu nichts bringt.

Daß es mehr herausbringt,

daß es mehr noch den Leben verschwert.

Hauptsächlich, das hat ein ... das

hat ein vielleicht einen kleinen Nutzen.

Wir haben so geglaubt, ja, bei Juden,

die aus Polen kamen,

oder bei die Juden aus Theresienstadt

(Familienlager),

die doch halbes Jahr in Birkenau

gelebt haben, ja,

vielleicht hier hätte es noch einen,

so haben wir geglaubt, einen Zweck gehabt,

denen Menschen das sagen.

Aber stellen Sie sich mal vor
in anderen Fällen, wie das war.
Juden aus Griechenland, Juden aus Ungarn, Juden aus
Korfu,
die auf'm Weg zehn bis zwölf Tage waren,
verhungert,
und einige Tage ohne Wasser, kein ... durstig,
die sind schon gekommen wie verwildert.
Auf die ist man anders wieder gegangen.
Denen hat man nicht gesagt ... denen hat man ge-
sagt:
"Ihr zieht euch aus, und gleich bekommt jeder
eine volle Schüssel Tee."
Und diese Menschen waren also so verwildert
dadurch also, daß sie viele lange ...
so eine lange Zeit auf dem Wege waren,
daß ihr alles, ihr ganzes Gedanken,
war nur, sich den Durst zu löschen, abgestimmt.
Und die Henker, die SS, hat es gar gut gewußt.
Das war ein vorprogrammiertes, würde ich sagen,
ein vorprogrammiertes ... eine
vorprogrammiertes Vernichtungsprozeß,
der einkalkuliert war,
daß, wenn die Menschen so geschwächt würden sein,
wenn man sie geben würde was zu trinken,
dann würden sie gehen in den Gaskammern.
Aber praktisch, wenn man das nimmt, ja,
waren diese Menschen schon fast vor ihrer ...
vor ihrer Vernichtung schon ...
schon vor der Gaskammer.
Stellen Sie sich mal vor die Kinder.
Die haben gebeten ihre Mütter, die haben geschrien:
"Mutter, ich bitte, Wasser, Wasser,
Wasser, Wasser!"
Die Menschen, die einige Tage
nicht getrunken haben, ja,
waren also fixiert nur auf diese Sache.
Also denen Menschen was zu sagen,
hätte überhaupt keinen Sinn.

Claude Lanzmann, *Shoah*. Düsseldorf: 1986, S. 166-174.

Plakat 7

Tibor Wohl Ein Brotdieb

Beim abendlichen Brotritual spiegelte sich alles Leid,
alle Verzweiflung des Lagerlebens wider. Zum Abend-
essen wurden kleine Brotportionen verteilt. Jeder zit-
terte um dieses Stückchen Brot wie um Gold. Es war
eine Tragödie, wenn einem Häftling die Ration gestoh-
len oder er mit dem Entzug der Brotration bestraft
wurde. Eifersüchtig kontrollierten wir, ob die Stücke
gleich groß waren. Ein paar Millimeter, die man mehr
zu haben glaubte, ein paar Gramm, die man zu verlie-

ren fürchtete – hier schien die Grenze zwischen Leben
und Tod zu verlaufen. Die durch den Hunger verur-
sachte Brot-Psychose hielt zahlreiche Häftlinge die gan-
ze Nacht über wach. Wir wälzten uns auf unseren Prit-
schen und dachten an das Stück Brot, das uns entgan-
gen war – an das Stück, das uns zugefallen war. Nur
noch eine Frage war wichtig: Soll ich das Brot gleich
essen oder bis morgen früh aufheben?

Für ein Stück Brot zahlte man an der "Börse" vor dem
Abort mit einem goldenen Zahn oder einer goldenen
Brücke. Das Brot wiederum stand noch niedrig im Kurs
im Vergleich zum Tabak. Dessen Preis schwankte je nach
den Beständen bei den Häftlingen. Es war davon ab-
hängig, ob Pakete, die nur Nichtjuden gestattet wa-
ren, ins Lager kamen oder nicht. In "fetten" Zeiten be-
kam man für eine Tagesration Brot zehn Zigaretten, in
"mageren" fünf. Nur wer Hunger kennt, versteht, was
für enorme Preise das waren. Ich habe viele, viele Men-
schen an diesem Handel zugrunde gehen sehen. Zu
meinem Glück habe ich im Lager noch nicht geraucht.
Für Zigaretten hungerten manche, bis sie elend star-
ben.

Kein Wunder also, wenn flinke Finger ein Stück Brot
ergriffen und verschwinden ließen. Einige hatten darin
große Übung, weil das Stehlen ihr einstiges "Gewerbe"
war. Die ersten Brotdiebstähle habe ich schon bald nach
meiner Ankunft in Auschwitz erlebt. "Mein Brot ist
verschwunden. Eben lag es noch an meinem Bett, und
als ich wieder hinschaute, war es weg." Der Bestohlene
gebärdete sich fassungslos und empört wie eine Mut-
ter, deren Kind entführt wurde.

Der Blockälteste stellte in einem solchen Fall eine Un-
tersuchung an. Jeder im Umkreis Liegende mußte sein
Brot zeigen. Die Kapos sahen unter den Strohsäcken
nach, fragten, wer etwas Auffälliges gesehen habe. Ei-
ner verdächtigte dann gewöhnlich den anderen. Der
Beschuldigte leugnete. Der Blockälteste überschüttete
ihn mit Drohungen und Ohrfeigen, um ein Geständ-
nis zu erzwingen, bis sich womöglich herausstellte, daß
er unschuldig war.

"So also seid ihr, Brotdiebe seid ihr! Na, bei mir werden
Brotdiebe nicht alt, keiner lebt länger als drei Tage.
Pfui Teufel nochmal, schämt euch!" Er selbst schämte
sich natürlich nicht, daß er Brot in Hülle und Fülle in
seinem Spind liegen hatte. Aber er schimpfte immer
wieder: "Jeder im Lager hat das gleiche Essen, den glei-
chen Hunger. Wer einem Kameraden das Brot stiehlt,
den sollte man erschlagen!" Dann kreischte er: "Ihr
Hunde, ihr Lumpen, ihr gottvergessene Teufelsbrut!
Stehlen wollt ihr, stehlen, wo wir uns die größte Mühe
mit euch geben, wo euch nichts abgeht und wir euch
behandeln wie die rohen Eier. Ausgerottet gehört ihr,
ihr Gesindel! Na, wartet nur! Und wir sorgen für euch
wie Vater und Mutter!"

Wären wir Außenstehende gewesen, wir hätten wohl
über seine Worte gelacht. Aber gleichzeitig mit den
Worten fielen die Schläge so unbarmherzig, daß kei-
nem von uns nach Lachen zumute war.

Diesmal suchten die Kapos eifrig, denn der Vorarbeiter war ihr Kollege. Decken und Strohsäcke wurden unter Gebrüll zur Seite gerissen, und das Stück Brot kam zum Vorschein. Der Verdächtige begann zu winseln: "Ich habe es nicht gestohlen, ich habe es nicht gestohlen!" Der Blockälteste trat ihn in den Bauch, daß er hinfiel; seine Stimme überschlug sich: "Hurensohn, verkommenes Subjekt, schamlose Wanze, Ausgeburt! Hast du das Brot gestohlen? Ja oder nein?" Dabei trat er ihn weiter.

Der Verdächtige am Boden röchelte: "Ja, ich habe es gestohlen, ich habe es gestohlen."

Da griff der Stubenälteste ein: "Mach dir deine Stiefel nicht dreckig an dem Stück Mist da." Dann brüllte er: "Steh auf, du Hund!" Und er packte ihn beim Kragen und schüttelte ihn wie eine Katze.

Der Blockälteste schrie: "So, damit ihr seht, wie es einem Brotdieb geht, werden wir euch das jetzt zeigen. Der gemeinste Diebstahl ist der Diebstahl unter Kameraden. Wer seinem Kameraden ein Stück Brot nimmt, nimmt ihm ein Stück von seinem Leben. Wir dulden das nicht, wir sind hier, um für Recht und Ordnung zu sorgen, wir schützen euch. Diese Schädlinge der Menschheit müssen vertilgt werden. Aber weil es das erste Mal ist, werden wir ihm nur eine Lektion geben. Beim zweiten Mal geht er durch den Kamin."

Der Stubenälteste sagte dumpf: "Besser, ihn gleich totschlagen!" "Kapo Roman!" brüllte der Blockälteste, "Roman, hierher, und einen Knüppel mitbringen!"

Zwei Kapos und der Stubendienst kamen herbeigerannt. Sie hatten Knüppel in den Händen.

"In den Tagesraum mit ihm!" befahl der Blockälteste. Sie schleppten den Brotdieb in den Tagesraum. Der Blockälteste drehte sich an der Tür um. "Daß alles auf den Plätzen bleibt, daß keiner sich wegrührt!" Dann knallte er die Tür hinter sich zu. Was nun folgte, waren zuerst Schreie und Schimpfworte. Dann begannen sie zu knüppeln. Die Schläge waren wuchtig, sie folgten dicht aufeinander, es klang so hart, als prasselten sie nicht auf einen menschlichen Körper, sondern auf Holz. Wir anderen im Block hielten den Atem an: "Die erschlagen ihn ja!"

Plötzlich hörten wir Stimmen aus dem Tagesraum: "Aufhören, er atmet nicht mehr! Wasser! Nur tüchtig, noch eine Kanne über den Kopf, dann wird er schon zu sich kommen."

Eine Pause. Wir hielten noch immer den Atem an. War der Kamerad tot? Die Pause schien endlos, nur Wassergüsse waren hörbar. Wir sahen uns an und dachten wohl das gleiche: "Durfte man so mit Menschen umgehen? Durfte man einen wehrlosen Menschen eines Stückchen gestohlenen Brotes wegen erschlagen? Durften starke Männer einen hungrigen Dieb töten?"

Nach einer Weile ging die Tür auf, und der Blockälteste erschien. Auf der Türschwelle blieb er stehen und blickte uns an, als wollte er erfahren, was in uns vorging. Dann trat er ganz zu uns herein, richtete sich zu seiner vollen Größe auf und sagte verächtlich: "Der Brotdieb ist nicht

mehr zu sich gekommen, er hat seine Lektion verdient. Das wartet auf jeden, der Brot klauen wird, merkt euch das!" Dann drehte er sich um und schrie in den Tagesraum: "Los ihr zwei, nehmt ihn und schleppt ihn in die Leichenkammer, los! Los!"

Aber wen brachten sie in die Leichenkammer? Der Brotdieb, den sie in den Tagesraum geschleppt hatten, war ein junger Mann von verhältnismäßig gutem Aussehen gewesen. Jetzt trugen sie eine eingesunkene Leiche mit vollkommen unkenntlichem, übermäßigem Kopf. An einigen Stellen klebte Blut. Die Ohren waren feuerrot, die Lippen riesige Schwülste, die Augen fast nicht zu sehen. Der Kopf war ein Klumpen blau-roten Fleisches mit vielen schwarzen Stellen. Der Mund war zahnlos. Blutflecken bedeckten den Anzug. Die Hände waren so unförmig geschwollen wie das Gesicht.

Es gab einige, die fanden dies alles in Ordnung und sagten: "Der kann nicht nochmal stehlen."

Solche Szenen wurden später für uns zu gewohnten Erlebnissen. Irgendwo hörte man Schreie und Prügel – und wir aßen ruhig unser Brot weiter, waren nicht einmal mehr neugierig zu wissen, um wen und um was es sich handelte. Wer sein Brot aß, hielt es über seine Mütze, damit nur ja keine Krume herunterfallen konnte. Wenn alles aufgegessen war – und das ging märchenhaft schnell –, dann klaubte jeder sorgfältig die Krümel zusammen und steckte sie genießerisch in den Mund, auch die allerwinzigsten.

Einmal Brot, viel Brot haben können, einmal sich daran sattessen dürfen! Mein Freund Hönig erinnerte sich bei jeder Gelegenheit ans Essen, Kochen und Backen. Er war ein Gutsbesitzer aus Mähren. "Du, weißt du, welches die besten Stollen sind, die ich je gegessen habe? Die von meiner Mutter. Weißt du, wie man die macht? Also: Zwei Kilo Mehl, weißes Mehl, weißt du, ganz weißes. Und zwei Kilo gutes Schwarzmehl, wie man es zum Bauernbrot nimmt. Und dazu zwei Liter Milch, besser noch zwei Liter Sahne. Ein Kilo Butter und ein Kilo Honig, aber ganz reinen, keinen Kunsthonig. Und Eier, zehn oder zwanzig Eier. Man kann auch Sirup hintun statt Honig, oder Zucker. Dann noch ein Kilo geriebene Mandeln oder ein Kilo geriebene Nüsse. Auch Rosinen, aber die großen, die Sultaninen, ein halbes Kilo, das genügt – aber mehr ist noch besser. Und den Teig gut kneten. Das gibt eine Stolle sage ich dir, eine Stolle! Da leckst du dir die Finger ab bis zum Ellenbogen; und wenn du eine einzige große, dicke Scheibe davon isst, bist du schon satt. Zu Ostern haben wir immer solche Stolle gegessen, aber sonst auch. Meine Mutter hat mir zum Frühstück immer drei Eier gemacht und ein großes Stück Brot und dick Butter drauf und Marmelade dazu und einen großen Topf Bohnenkaffee mit frischer Milch und eine Menge Zucker drin, ja, wenn ich das zum Frühstück hatte, dann war ich gestärkt." Er litt schrecklich am Hunger und erzählte leidenschaftlich gern von den herrlichsten, märchenhaftesten Gerichten, die er zu kochen verstand. "Und weißt du, wie man eine gute Himbeertorte macht? Also paß auf..."

Er schwelgte in Qualitäten und vor allem in Quantitäten. Er sah riesige Mengen von Eßwaren, all das, was sein Gaumen mochte und er sich sehnlichst wünschte. "Habe ich dir schon erzählt, was für Gerichte an meiner Hochzeit serviert wurden...?"

Er war nicht der einzige. Viele sprachen ansonsten kaum, waren gegen alles feindselig eingestellt. Hörten sie aber jemand vom Kochen und Backen sprechen, dann begannen auch sie, mit glänzenden Augen zu erzählen. Und es stellte sich fast immer heraus, daß sie verschwenderische Universalköche waren, die sowohl die herrlichsten Braten, Saucen, Süßspeisen und Kuchen als auch das beste Marzipan und die feinsten Pralinen bereiten konnten. Dabei handelte es sich oft um Menschen, die alle diese guten Dinge nur dem Namen und dem Geschmack nach kannten, doch feierten sie mit diesen himmlischen Begriffen und Rezepten in Gedanken und Worten wahre Orgien. Ich erkannte wohl, daß es sich um Hungerpsychosen handelte; daß ich aber selbst auch nie genug von all diesen köstlichen, nahrhaften und überreichlichen Gerichten hören konnte, war mir gar nicht bewußt. Den Zustand der anderen erkannte ich noch klar, meinen eigenen nicht mehr.

Tibor Wohl, *Arbeit macht tot. Eine Jugend in Auschwitz*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1990, S. 112.

Rudolf Vrba Überlebender, dem die Flucht aus Auschwitz-Birkenau gelang Interview von Claude Lanzmann

Auschwitz-Birkenau war nicht nur ein Vernichtungslager, es war auch ein klassisches Konzentrationslager mit seinem eignen internen Gesetz, wie Mauthausen, Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen. War jedoch in Mauthausen das Produkt Nummer eins der Sklavenarbeit der in einem Steinbruch abgebaute Stein, war das Hauptprodukt von Auschwitz der Tod.

Alles lief auf den Gang zum Krematorium hinaus. Das war das Ziel: Die Häftlinge bauten Krematorien, Straßen, die dorthin führten, ihre eigenen Baracken.

Doch Auschwitz war auch ein klassisches Konzentrationslager, weil die Unternehmen Krupp und Siemens sich teilweise im Lager niedergelassen hatten, um die Sklavenarbeitskraft zu nutzen.

Aus Tradition waren in den Konzentrationslagern zahlreiche politische Gefangenen untergebracht: Gewerkschafter, Sozialdemokraten, Kommunisten,

Männer, die im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatten.

Eine sehr merkwürdige Entwicklung ergab sich daraus.

Die Leitung des Widerstands in Auschwitz befand sich vollständig in den Händen der deutschsprachigen Gegner des Naziregimes, gebürtiger Deutscher, die von der Nazihierarchie als rassistisch rein betrachtet wurden.

Sie wurden besser behandelt als die anderen Häftlinge. Sicher nicht mit Samthandschuhen!

Mit der Zeit gelang es ihnen jedoch, Einfluß auf einige SS-Würdenträger zu gewinnen.

Das Ergebnis war eine systematische Verbesserung der Lebensbedingungen im Lager selbst.

Während 1943 ... 1942

im Dezember und Januar in Birkenau vierhundert Todesfälle am Tag durchaus normal waren, wurde im Mai 1943, weniger dank der milden Witterung

als wegen der Aktivität des Widerstands, der Fortschritt deutlich spürbar.

Die Sterblichkeitsrate sank im Lager drastisch.

Für sie war das ein großer Sieg.

Aber die Verbesserung der Lebensbedingungen im Konzentrationslager

stand vielleicht nicht einmal im Gegensatz zur Politik der höchsten Ränge der SS,

da sie nicht dem Ziel des Lagers widersprach, das heißt der Produktion des Todes

bei den Neuankömmlingen. In der Regel wurden diejenigen von ihnen, die sich zur Arbeit eigneten

– die gesund waren, nicht zu alt, nicht zu jung, keine Kinder, keine Frauen mit Kindern –, ins Konzentrationslager gebracht als frische Kräfte, die die Sterbenden ersetzen sollten.

Ich war Zeuge folgender Szene:

Ein Transport war gerade eingetroffen ...

aus Holland oder Belgien,

ich weiß es nicht mehr genau,

und der SS-Arzt wählte einige Juden

von gesundem Aussehen aus dem Transport aus, der vergast werden sollte,

was dann auch geschah.

Aber der SS-Vertreter des Lagers wies sie zurück.

Eine Diskussion entspann sich, und ich hörte den Arzt sagen:

"Warum nimmst du sie nicht?"

Es sind Juden,

die sich mit holländischem Käse vollgefressen haben, die sind gut für das Lager."

Und Hauptscharführer Fries antwortete:

"Ich kann sie nicht nehmen,

denn heutzutage
 krepieren die nicht schnell genug im Lager.”
 Was er sagen wollte:
 Wenn der Bedarf des Lagers
 bei, sagen wir, dreißigtausend Häftlingen lag
 und fünftausend starben,
 wurden sie durch frische Kräfte ersetzt,
 die aus jüdischen Transporten genommen wurden.
 Und wenn nur tausend starben,
 wurden tausend ersetzt.
 Und eine größere Zahl wurde vergast.
 So erhöhte die Verbesserung der Lebensbedingungen
 drinnen im Konzentrationslager
 die Todesquote in den Gaskammern.
 Sie ließ sie sinken unter den Häftlingen im Lager.
 Mir wurde klar, daß die Verbesserung der Lage
 im Konzentrationslager
 den Prozeß der Massenvernichtung nicht beeinflußte.
 Folglich war meine Vorstellung von der
 Widerstandsbewegung und ihrer Aufgabe diese:
 Die Verbesserung ist nur ein erster Schritt.
 Die Widerstandsbewegung muß sich bewußt machen,
 daß es das wichtigste Ziel ist,
 den Prozeß der Massenvernichtung zu beenden,
 die Todesmaschinerie abzustellen.
 Und so ist die Zeit gekommen, die Kräfte zu organisie-
 ren,
 sie zusammenzufassen,
 um die SS von innen her anzugreifen.
 Selbst wenn es ein Himmelfahrtsunternehmen ist,
 muß die Maschinerie zerstört werden.
 Und im Hinblick darauf
 betrachtete ich das Ziel als vernünftig
 und vollauf gerechtfertigt.
 Aber ich wußte auch, daß sich das alles
 nicht an einem Tag bewerkstelligen ließ,
 ohne Vorbereitung und günstige Umstände.

Da ich nur ein kleines Rädchen im Widerstand war,
 konnte ich diese nicht kennen noch darüber entschei-
 den.

Aber mir war klar,
 daß der Zweck jeder Widerstandshandlung
 in einem Konzentrationslager wie Auschwitz
 nicht der gleiche sein konnte wie in Mauthausen oder
 Dachau.

Denn während in diesen beiden Lagern
 die Widerstandspolitik
 den politischen Häftlingen das Überleben ermögliche-
 te,
 perfektionierte und ölte
 dieselbe noble Politik
 in Auschwitz
 die Maschinerie der Massenvernichtung.

Claude Lanzmann, *Sboah*. Düsseldorf: Claassen Verlag, 1986,
 S. 200-203.

Plakat 8

Hermann Langbein Schichten in der Häftlingsgesellschaft¹

Habe ich daher meinen Entschluß zu rechtfertigen, mich
 trotz all dieser möglichen Einwände und meiner sub-
 jektiven Einstellung, die ich nicht unterdrücken konnte
 und wollte, um eine zusammenfassende Darstellung zu
 bemühen? Vielleicht können ihn folgende Umstände
 rechtfertigen:

So wie alle österreichischen Gefangenen galt ich im KZ als
 Deutscher. Diese waren in Auschwitz noch mehr als in ande-
 ren Lagern privilegiert, weil dort der Prozentsatz der Deut-
 schen geringer war als in Dachau, Buchenwald oder anderen
 in Deutschland errichteten Lagern. Ich wurde daher vom täg-
 lichen Kampf um das Elementarste nicht erdrückt. Als Schrei-
 ber des SS-Standortarztes hatte ich keine schwere körperliche
 Arbeit, stets ein Dach über dem Kopf, keinen Hunger, konn-
 te mich waschen und sauber kleiden. Wir Österreicher un-
 terschieden uns von vielen gleichermaßen privilegierten deut-
 schen politischen Häftlingen, die zwar den Nationalsozialis-
 mus von Herzen haßten, aber Siege der Hitlerarmeen nicht
 selten begrüßt oder zumindest mit zwiespältigen Gefühlen
 verfolgt haben, während sich die politisch verfolgten Öster-
 reicher auch als national Unterdrückte fühlten. Nur in der
 Niederlage der deutschen Armeen sahen wir unsere Zukunft.
 Unser Blick wurde nicht durch die Hemmung derjenigen
 eingengt, die sich sagten: Das hier geschieht im Namen
 meines Volkes, eine Zerschlagung des Nationalsozialismus
 wird ihm unvorstellbares Elend bringen und es der Rache
 der jetzt Gepeinigten ausliefern. Darum übten die Privilegi-
 en, welche die Lagerführung deutschen Häftlingen mit Be-
 dacht einräumte, eine geringere korrumpierende Wirkung
 auf Österreicher mit politischem Bewußtsein aus. Kraft
 meiner Funktion konnte ich hinter die Kulissen sehen. Ich
 hatte jedoch nie der Lagerführung gegenüber Verantwortung
 für Mithäftlinge zu tragen wie jeder Capo oder Blockälteste.
 Die Probleme, die mit der Position eines Häftlingsfunktionärs
 verbunden waren, kann ich daher ohne persönliches Engage-
 ment analysieren.

Gehörte ich zur Oberschicht der Lagerprominenz, so
 hatte ich doch stets zu fürchten, die Lagerleitung
 könnte erfahren, daß ich nach nationalsozialistischer
 Regelung kein “Arier”, sondern “Mischling” war. So-
 lange “Mischlinge” wie Juden behandelt wurden, mußte
 ich daher damit rechnen, die lange Stufenleiter vom
 privilegierten Deutschen bis zu dem auf der untersten
 Stufe befindlichen Juden hinuntergestürzt zu werden.
 Dadurch war ich gegen das herablassende Mitleid des
 Selbstsicheren gegenüber dieser Unterschicht gefeit, in
 das sich so leicht Verachtung mischen konnte.

Herrmann Langbein, *Menschen in Auschwitz*. Wien:
 Europa Verlag, Neuausg. 1995, S. 13 f.

Anmerkungen

¹ Überschrift G.K.

Salmen Lewental [Gedenkbuch]¹

Das [Gedenkbuch] von Salmen Lewental, einem Häftling, der in den Krematorien arbeiten mußte, ist eines der wenigen direkten Zeugnisse aus der Zeit der Massentötungen in Auschwitz-Birkenau. Es entstand während der Ereignisse. Lewental hat das Heft in einem Einmachglas auf dem Gelände von Birkenau beim Krematorium III vergraben. Dort wurde es 1962 gefunden.¹

... Bald darauf erfuhren wir, dass Vorbereitungen getroffen wurden, um die ungarischen Juden zu verbrennen.² Da brachen wir schon vollkommen zusammen; also sollten wir eine Million ungarischer Juden verbrennen. Wir, die wir es schon satt haben, <...> wir, die wir schon seit langem mehr als genug davon haben, <...> wir sollen noch unsere Hände mit dem Blut der ungarischen Juden besudeln. Dies führte dazu, dass ganz einfach das ganze Kommando, ohne Unterschied, zu welcher Schichte oder Klasse jemand gehörte, nicht einmal die Schlimmsten ausgenommen, anfangen darauf zu dringen, endlich mit diesem Spiel ein Ende zu machen, mit dieser Arbeit zu endigen und <wenn es notwendig würde> sich selbst zu opfern und das eigene Leben hinzugeben. Wir begannen die anderen zu bestürmen, die von ausserhalb <die Beschleunigung der Aktion> zu fordern, aber leider kam es nicht so, wie wir es uns vorgestellt hatten. Inzwischen hatte die grosse Offensive begonnen. Es war zu sehen, dass sich die Russen uns von Tag zu Tag näherten. Da kamen andere zu dem Schluss, dass diese ganze Arbeit schon überflüssig sei, dass es besser wäre, noch etwas zu warten, bis sich die Front noch mehr näherte, bis die Deutschen den Mut sinken liessen und die Desorganisation beim Militär noch grösser würde. Dann hätte unsere Aktion mehr Aussicht auf Erfolg. Von ihrem Standpunkt aus hatten sie recht, desto mehr, als sie sich ja nicht direkt gefährdet fühlten, vernichtet zu werden ... Sie hatten Zeit <...> sie mussten sich nicht beeilen, dagegen wir, die wir diese Arbeit ausführten, sahen den wirklichen Tatbestand. Wir verstanden, dass die Zeit vergehen wird, ohne dass wir etwas besonderes unternehmen hätten. Unser ganzes Kommando war immer der Meinung, dass wir viel mehr gefährdet seien als alle anderen Häftlinge im Lager, sogar noch mehr als die Juden im Lager. Wir glaubten, dass die Deutschen jegliche Spuren ihrer bisherigen Verbrechen um jeden Preis verwischen wollten. Dies jedoch könnten sie nicht anders tun, als durch die Ausrottung unseres ganzen Kommandos, indem sie keinen einzigen von uns am Leben liessen, sogar <...>. Und deswegen sahen wir beim Sichnähern der Front absolut keine Chance für uns selbst; im Gegenteil kamen wir zu dem Schluss, dass wir unsere Aktion früher ausführen müssten, wenn wir noch

irgend etwas im Leben vollbringen wollten. Also begann unser ganzes Kommando zu drängen, um auf diese Weise einen entsprechenden Druck auf das Lager auszuüben, damit verstanden würde, dass es schon die höchste Zeit sei. Aber leider wurde uns der Termin von Tag zu Tag verschoben. ...

Wir begannen unsere Mitarbeiter zur Festlegung des Termins zu drängen, da unser Kommando hierzu schon vorbereitet war. Dies war damals, als es bei uns nicht allzuviel "Arbeit" gab <...> es gab schon nicht mehr so viele Juden zum Verbrennen. Es waren ja doch schon alle Juden aus Polen vernichtet worden, und unter ihnen <...> Es war nicht vorgesehen, dass neue Juden zum Verbrennen kämen <...> Unser Kommando wurde bis zur Hälfte vermindert <...>.

Später, als die Unsrigen sich mit jenen von ausserhalb des Lagers in Verbindung gesetzt hatten <...>, wurde es klar, dass wiederum <dort etwas geschehen war. Aber> wir konnten schon nicht mehr länger warten und beschlossen selbst <zu handeln>, auf eigene Faust <...> ganz einfach <...>. ... Es wurde auf den Freitag festgesetzt. Wir teilten unser Kommando; die eine Gruppe wurde von denjenigen gebildet, die im Krematorium II-III arbeiteten und die anderen diejenigen, die im Krematorium IV und V arbeiten; inmitten der Krematorien befindet sich die "Sauna"³ und das "Effektenlager".⁴ ... der Rest der Leute unseres Kommandos, die noch übrig geblieben sind, ... sollte ... zur gleichen Zeit die Drähte des Frauenlagers und anderer Nachbarlager durchschneiden und alle Krematorien in die Luft sprengen. So war es beschlossen. In dieser Richtung liefen auch alle Vorbereitungen, so weit, dass alle unsere Leute schon entsprechend gekleidet waren und sogar ihre Aufgaben unter sich verteilten sowie die zu diesem Zweck vorbereiteten Waffen. Der Termin war auf 9,00 Uhr festgesetzt. Um 2,00 Uhr kam der letzte Verbindungsmann mit der Nachricht, dass nichts widerrufen würde. Die Leute küssten sich einfach vor Freude, dass sie den Augenblick erleben sollten, bewusst und ohne Zwang diesem allem ein Ende machen zu können. Obgleich niemand sich einer Täuschung hingab, dass man sich auf diese Weise retten könnte – im Gegenteil, alle waren sich darüber vollkommen klar, dass dies ihren sicheren Tod bedeutete – waren doch alle zufrieden. Aber im letzten Augenblick geschah etwas Ernsthaftes mit einem Transport und deshalb musste die ganze Aktion dort in der "Sauna" zurückgehalten werden. Um die Wahrheit zu bekennen, so haben unsere Leute einfach geweint, da sie wussten, dass man eine solche Aktion nicht aufschieben darf, weil sie sonst nicht so ausgeführt wird, wie man sie geplant hatte. ... Zur gleichen Zeit kamen wieder Menschen aus dem Lager zu uns, mit denen wir in Kontakt standen und baten darum, auch weiterhin, den Kontakt mit ihnen aufrechtzuerhalten, und sie versicherten uns, dass sie in baldige bereit sein würden, mit uns zusammenzugehen. Wir liessen uns dies einreden, desto mehr, als die äussere politische Situation, die sich von Tag zu Tag verbesser-

te, uns zum Warten zwang. Ein solches Abwarten vergrößerte die Aussicht auf unsere Rettung absolut nicht, hiervon versuchte keiner von uns auch nur zu träumen; es vergrößerte dagegen die Aussicht für das Gelingen der allgemeinen Aktion. Was jedoch die Juden anbetrifft, die wir in jener Zeit verbrannten, so redeten uns die Leute aus dem Lager ein, dass sie sowieso verbrannt würden, wenn nicht von uns, so von anderen. Wir jedoch drängten täglich da wir die Ereignisse beschleunigen wollten. Es dauerte jedoch so lange, dass während dieser Zeit eine halbe Million ungarischer Juden verbrannt wurden. Und denen im Lager eilte es sowieso nicht, ganz einfach deshalb, weil sie dachten, es sei noch nicht an der Zeit, es sei noch zu früh, dass, je später, desto grösser wäre unsere Aussicht.

Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos, in: Hefte von Auschwitz, Sonderheft (I), Staatliches Auschwitz-Museum 1972, S. 163-171. Für die Plakatmappe wurde diese Ausgabe verwendet. Inzwischen erschien eine Neuausgabe auf der Grundlage neuer Forschungen: *Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos*. Oswiecim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau, 1996, S. 232 ff.

Anmerkungen

- 1 Die Überschrift entspricht der Bezeichnung durch das Staatliche Museum Auschwitz. Genauere Angaben zur Geschichte der Forschung finden sich in: *Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos*. Oswiecim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau, 1996. Die Schreibweise folgt der Ausgabe des Staatlichen Museums Auschwitz von 1972. Die Lücken im Text sind durch den schlechten Erhaltungszustand des Dokuments entstanden. Die Kennzeichnung mit <> bedeutet eine Ergänzung durch die Historiker des Staatlichen Museums Auschwitz.
- 2 Die Vorbereitungen zur Vernichtung der ungarischen Juden wurden in Auschwitz im Augenblick der Ankunft des Amtschefs DI (Zentralamt) im SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt (WVHA), des ehem. Kommandanten des Lagers Auschwitz, SS-Obersturmbannführers Rudolf Höss, begonnen. Dies geschah am 8.5.1944.
- 3 Die "Sauna", die sich oberhalb von Krematorium IV befand, war die Desinfektionsanlage für Häftlinge, die ins Lager zur Arbeit "selektiert" worden waren.
- 4 Auch "Kanada" genannt.

Plakat 10

Gideon S. Zeugenbericht¹

Dies ist ein Auszug aus dem Textbuch *Zeugen* zu dem gleichnamigen Dokumentarfilm von Karl Fruchtmann.

Ja, viele Jahre lang.

Meine Frau hat mich aufgeweckt, in der Nacht. Ich habe geschrien: "Man kommt, man kommt, wegnehmen, man kommt uns wegnehmen! Man nimmt uns weg zum Vernichten, Vernichten! Man kommt!"

Gideon S., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 96.

Anmerkungen

- 1 Überschrift G.K.

Plakat 11

Charlotte Delbo Straße der Ankunft, Straße der Abfahrt

vgl. Plakat 4 (S.17-20)

Plakat 12

Ruth Klüger Güterwagen

vgl. Plakat 3 (S. 15-17)

Plakat 13

Salmen Gradowski Ankunft im Männerlager¹

Am 5. März 1945 fand man im Bereich des Krematoriums II in Birkenau eine Aluminiumfeldflasche, in der sich ein Notizbuch und ein Brief in jiddischer Sprache befanden. Der Autor war Salmen Gradowski, der diese Aufzeichnungen als Häftling gemacht hat.²

Sie stellen uns in Fünferreihen in eine Kolonne auf und befehlen uns, in die Richtung zu marschieren, die zum Lager führt.

Sieh dir das an, mein Freund. Da geht eine, aus über zweihundert Leuten bestehende Kolonne, ausgewählt aus der riesigen, eben erst eingetroffenen Menschenmasse. Sie schreiten mit tief gesenkten Köpfen, von schwerer Sorge bemächtigt. Die Arme lassen sie hängen, Verzweiflung hat sie erfaßt. Es waren ihrer Tausende, und jetzt blieb nur dies winzige Häuflein übrig. Sie kamen zusammen mit ihren Frauen und Kindern, mit Eltern und Geschwistern, und jetzt blieben sie allein und verlassen, ohne Frau und Kind, ohne Vater

und Mutter, ohne Schwestern und Brüder. Überall waren sie zusammen gewesen. Aus dem Ghetto fuhren sie zusammen ab, zusammen sind sie aus dem Lager gegangen, im Zug fuhren sie eingeschlossen zusammen. Und nun, auf der letzten Etappe, als man schon an diesem erschreckenden und schrecklichen Wendepunkt angelangt ist, hat man sie getrennt. Was wird in den Augenblicken geschehen, wenn sie [Frauen und Kinder] sich nicht zu helfen wissen? Vielleicht erwartet sie mancher Schlag von diesen drohenden, bösen Banditen, die auf diese Weise auf Hilfslosigkeit bei der Arbeit reagieren. Manch einer denkt über das Schicksal seiner alten Eltern nach. Was werden sie jetzt so alleine tun können? Werden die neuen Hausherren sie nicht mit Schlägen, Spott und Verachtung willkommen heißen? Wer weiß, was jetzt die Schwestern und Brüder machen, wer weiß, ob sie wenigstens zusammen sind. Hat man sie wenigstens an dem Ort, an den man sie führte, wieder vereinigt und werden sie sich dort gegenseitig helfen und sich gegenseitig trösten können? [...] Solche schrecklichen, quälenden Gedanken beherrschten diese nicht große Menschen-
gruppe.

Wie aus einem Schlaf erweckt sahen wir eine marschierende Gruppe von Leuten in Zebraanzügen. Sie sehen gut aus und machen den Eindruck von sich wohl-
fühlenden, sorglosen Menschen. Als sie sich uns näherten, sahen wir, daß es Juden waren. Freude erfaßte uns. Wir sahen die ersten Lagerinsassen, Zeugen des Lebens, Zeugen von guten Verhältnissen, von menschlicher Behandlung. In allen festigt sich der Glaube, daß auch sie nichts Schlimmeres erwartet. Nur eine Sorge läßt sie nicht los [um die Familie] [...] Wir gehen vorbei. Dort stehen einige Soldaten und verspotten die Art unseres Marschierens in einer ausgedehnten Kolonne. Wir kamen auf einen frisch mit Draht umzäunten Platz. Wir schauen uns in der Hoffnung um, hinter den Stacheldrähten diejenigen zu sehen, die man vor ein paar Augenblicken von uns gerissen hat. Man hört die Stimmen von Erwachsenen und älteren Frauen. Durch die Drähte hindurch sehen wir hin und her gehende Frauen in Zivil- und Lagerkleidung. Es herrscht dort Bewegung und Lärm. Sicherlich sind das unsere Frauen und Kinder. Dort befinden sich sicherlich meine Mutter und meine Schwestern. Ihr Aufenthalt an diesem Ort ist scheinbar mit den Forderungen der Lagerhygiene verbunden [...]

Indem wir auf das von Drähten umgebene Frauenlager blicken, fühlen wir von neuem, als ob etwas in uns abrisse; ein heftiger Schmerz zerrte an uns. Wir waren noch nicht imstande, alles in uns aufzunehmen und zu verstehen, aber wir fühlten, daß uns ein Abgrund umklammerte. Wir trösteten uns nur damit, daß sie uns nicht weit führen, daß wir in ihrer Nähe sein werden. Durch die Drähte werden wir uns gegenseitig sehen und uns dann und wann sogar mit ihnen verständigen können.

Wir gehen durch das nächste Tor und treten in ein dicht

umzäuntes Männerlager. Wir betreten einen lehmigen Weg [...] bei den Baracken stehen Menschen und betrachten uns beharrlich. Es ist schwer zu erkennen, ob es Juden sind oder nicht. Wir können nicht verstehen, warum sie uns so hartnäckig beobachten. Sicherlich möchten sie die Neuankömmlinge kennenlernen. Wir begegnen Menschen, die uns durch ihr Aussehen erschrecken. Sie gehen auf dem lehmigen Weg und ziehen lehmbeladene Karren. Manche schleppen Tragen mit Ziegeln. Mit Zittern schauen wir auf diejenigen, die einst Menschen waren und jetzt nur mehr Schatten sind. Das soll Arbeit sein, das soll ein Konzentrationslager sein, welches Millionen hier konzentrierter Juden beschäftigen soll? So soll die für das Reich so wichtige Arbeit aussehen, für die alles aufgeopfert wurde? Sind dies diese allerunentbehrlichsten Niederlassungen [...] Man führte sie in einen Holzbau. Sie erwarteten, daß sie eben hier ihre Väter und Brüder treffen würden, die man sicherlich hierher geführt hatte. Aber keine Spur von ihnen. Wer weiß, vielleicht haben sie schon die ganze Prozedur der Aufnahme ins Lager hinter sich und sind jetzt schon auf ihrem eigentlichen Platz.

Einige jüdische Spitzbuben in Begleitung einiger Soldaten³ kommen herein und befehlen, alle Sachen abzugeben. Keiner versteht, was man von ihm will. Man hat doch alle Sachen schon abgegeben. Warum verlangen sie von ihnen das Abgeben auch der allerkleinsten Gegenstände, die in der Tasche Platz finden? Warum? Sogar das Dokument, das deine Identität und deinen Wohnort beglaubigt, hat hier keinen Wert. Niemand versteht warum. Wir geben alles und als wir von allem entblößt waren, führte man alle ins Bad. Diejenigen, die uns begleiteten, verspotteten uns. Niemand versteht ihre doppelsinnigen Fragen: "Wer hat euch geheißen, hierher zu fahren? Konntet ihr keinen besseren Platz finden?" Niemand antwortet ihnen, da niemand diese Fragen versteht.

Sie führen uns ins Desinfektionsbad, aber niemand wäscht sich. Sie scheren uns nur die Haare und geben [...] Wir treten in einen anderen Raum und dort erhalten wir irgendwelche Lumpen statt unserer Anzüge. Wir gingen wie angezogene Menschen hinein und kamen in nassen zerlumpten Sachen wieder heraus. In dieser Kleidung sahen wir wie Verbrecher oder wie Erznarren aus. Alle ohne Mützen, mit bloßen Köpfen. Der eine in Schuhen, andere in Pantoffeln, meistens unpaarig und zu groß. Die Kleider zu eng oder zu groß. Und so kehrten wir als neue Häftlinge zurück und gehörten auf diese Weise zur Familie der alten Lagerinsassen. Wir wurden im Lager auf ganz neue Lebenswege geführt. Ein Gedanke war es, der uns dauernd beunruhigte; eine Frage läßt niemanden in Ruhe. Wie erfährt man etwas über das Schicksal unserer Familien? Wie ist von ihnen ein Lebenszeichen zu erhalten? Auf welche Weise kommt man auf ihre Spur? [...] Wir kommen in eine Baracke, in der sie unsere Personalien aufschreiben sollen. Man hätte gerne eine Unterhaltung mit alten Lagerhäftlingen begonnen und etwas von ihnen erfahren. Aber

wie gemein und niederträchtig sind diejenigen, mit denen wir zu sprechen versuchen. Wie konnten sie so frisch von der Leber weg, ohne mit der Wimper zu zucken auf die Frage nach dem Schicksal unserer Familien antworten: "Sie sind schon im Himmel." Hat dieses Lager so auf sie gewirkt, daß sie vereinsamte, gebrochene Menschen zum Besten halten können? Haben sie denn jegliches menschliche Gefühl eingebüßt und finden sie keine besseren Witze? Das macht den Eindruck [...] "Eure Familien hat man schon mit dem Rauch gehen lassen."

Entsetzen ergriff alle. Es überlief einen kalt allein beim Ton dieser Worte. "Die Familien leben schon nicht mehr", aber das ist doch ganz unmöglich. Wie könnte man sich mit dem Gedanken abfinden, daß diese von uns Angeredeten, die ebenso mit ihren Familien hierhergekommen sind, noch am Leben wären, während ihre Nächsten direkt in die Gasöfen⁴ geschickt wurden, welche lebendige Menschen verschlingen und tote kalte Körper herauswerfen. Unsere Gesprächspartner hätten doch nicht über dieses Thema sprechen können, sie hätten nicht einmal Worte gefunden, für sich selbst hätten sie keinen Platz mehr auf dieser Erde gefunden.

[...] Das quälende Gefühl von Hunger steigert sich und der Mensch wird im Angesicht dieses größten Feindes immer schwächer. Der Hunger läßt einen nicht in Ruhe und erlaubt nicht, an etwas anderes zu denken. Sie gaben uns Essen, und das befriedigte für einen Augenblick unsere körperlichen Bedürfnisse.

Man begann die Neuankömmlinge zu tätowieren. Jeder erhielt seine Nummer. Schon bist du nicht mehr derselbe, der du früher gewesen bist, sondern eine wertlose, sich fortbewegende Nummer [...] Von diesem Augenblick an hast du dein "Ich" verloren und hast dich in eine Nummer verwandelt. Man führt diese einige hundert "Nummern" aus der Baracke. Sie wurden in neue Häuser geführt.

Draußen ist es schon dunkel. Von weitem blitzt eine elektrische Lampe, die ein schwaches Licht wirft. Das einzige Licht kommt von einem, von weitem sichtbaren, über der Tür hängenden Scheinwerfer. Wir schlurften durch den aufgeweichten, lehmigen Boden, voller Furcht und am Ende unserer Kräfte. Wir erreichen unsere neuen Gräber, wie wir unsere neuen Häuser nannten. Bevor wir uns zum neuen Ort hingschleppen hatten, und kaum daß wir etwas Atem schöpften, hatten einige von uns schon mit Knüppeln eins über den Kopf bekommen. Schon floß Blut aus den aufgeschnittenen Köpfen oder Gesichtern. Das ist die erste Begrüßung für die Neuankömmlinge. Alle sind wie betäubt und schauen sich um, wohin man sie denn gebracht habe. Gleich informieren sie uns, daß wir nun eine Probe des Lagerlebens hätten. Hier herrsche eiserne Disziplin. Hier befänden wir uns in einem Todeslager. Dies sei eine tote Insel. Der Mensch käme nicht hierher, um zu leben, sondern um früher oder später seinen Tod zu finden. Hier sei kein Ort um zu leben. Es

sei die Residenz des Todes. Unser Gehirn wurde stumpf, und die Gedanken erstarrten, man kann diese neue Sprache nicht begreifen. Jeder überlegt, wo sich Familie befindet. Wohin hat man sie getrieben und wie findet sie sich unter diesen neuen Bedingungen zurecht? Wer weiß, wie sich die zu Tode erschrockenen Kinder benehmen, wenn sie auf die Mißhandlungen an ihren Müttern blicken? Wer weiß, wie diese gemeinen Banditen mit den Kranken umgehen, mit schwachen Müttern und mit den geliebten Schwestern? Wer weiß, in was für einem menschlichen Grabhügel Väter und Brüder Ruhe fanden, oder wie sie mit ihnen umgehen? Alle stehen ratlos, besorgt, verzweifelt, vereinsamt, arm und gebrochen.

Salmen Gradowski, aus: *Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos*, Oswiecim: Staatliches Museum Auschwitz, 1996, S. 159 ff.

Anmerkungen

- 1 Überschrift G.K.
- 2 Vgl. Bernard Mark, „Über die Handschrift von Salmen Gradowski.“ In: *Inmitten des grauenhaften Verbrechens*, (Vgl. Plakat 9), S. 133 ff. Die Schreibweise folgt der Ausgabe des Staatlichen Museums Auschwitz von 1972. Die Kennzeichnung mit [] bedeutet eine Ergänzung durch die Historiker des Staatlichen Museums Auschwitz (Anm. G.K.).
- 3 Es handelt sich um Häftlinge des Kommandos Bekleidungskammer und um SS-Männer.
- 4 Gemeint sind die Gaskammern.

Rudolf Vrba Interview von Claude Lanzmann

vgl. Plakat 7 (S. 25-26)

Plakat 14

Primo Levi Die Gläubigen¹

Nicht nur in den entscheidenden Momenten der Selektionen oder der Bombenangriffe, sondern auch im Mühlwerk des täglichen Lebens lebten die gläubigen Menschen besser. Améry und ich haben es beide beobachtet. Es hatte überhaupt keine Bedeutung, welchem Glauben sie anhängen, ob er religiöser oder politischer Natur war. Katholische Priester oder reformierte Geistliche, Rabbiner der verschiedensten orthodoxen Richtungen, militante Zionisten, naive oder differenzierte Marxisten, Zeugen Jehovas – alle waren miteinander verbunden durch die rettende Kraft ihres Glaubens. Ihr Universum war größer als das unsere, weiter gespannt in Raum und Zeit und vor allem verständlicher: sie besaßen einen Schlüssel und einen Halt, ein tausend-

jähriges Morgen, für das es einen Sinn haben konnte sich zu opfern, einen Platz im Himmel oder auf der Erde, wo Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit gesiegt hatten oder in einer vielleicht fernen, aber gewissen Zukunft den Sieg erringen würden: Moskau oder das himmlische oder das irdische Jerusalem. Ihr Hunger war von anderer Art als der unsere; er war eine göttliche Strafe, eine Sühne, eine Votivgabe oder das Resultat der kapitalistischen Verderbtheit. Der Schmerz, den sie selbst empfanden und bei anderen sahen, war entzifferbar und mündete daher nicht in die Verzweiflung. Sie sahen uns mitleidvoll an, manchmal auch voll Verachtung. Einige von ihnen versuchten während der Arbeitspausen, uns zu bekehren. Aber wie kann man sich als Bekenntnisloser plötzlich einen "zweckmäßigen" Glauben zurechtzimmern oder ihn annehmen, nur weil er zweckmäßig ist?

Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*. München: Hanser, 1990, S. 149.

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Plakat 15

Leo B. Zeugenbericht¹

Dies ist ein Auszug aus dem Textbuch *Zeugen* zu dem gleichnamigen Dokumentarfilm von Karl Fruchtmann.

Und da traf ich einen alten Insassen aus Westerbork, Nadulek hat er geheißen, und ich freute mich schrecklich, dan Nadulek wiederzusehen – ein bekanntes Gesicht, man kommt in ein neues Lager und hat einen Bekannten, das kann sehr wichtig sein, so schien es mir damals.

Da fragte ich den Nadulek: "Sag mal, wie geht's denn der Regina? Was macht deine Frau?"

Da sagt er: "Was? Was fragst du so blöde Sachen, die sind schon längst durch den Kamin in den Himmel geflogen!" Und da habe ich gedacht, der arme Nadulek, der sitzt hier in dem Lager – vielleicht ist er verrückt geworden und weiß nicht, was er redet."

Leo B., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 77.

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Das Volk der Touristen, das heute nach München strömt, geht erst zum Marienplatz, um das hübsche Glockenspiel zu genießen und die putzigen Holzpuppen zu bewundern, die am Rathausurm pünktlich ihren Tanz aufführen, und fährt dann nach Dachau zu den Baracken. Wer Goethes und seiner Christiane Gartenhaus zu Weimar in freundlicher Erinnerung behalten will, besichtigt auch gleich das Mahnmal in Buchenwald in ehrerbietiger Bestürzung. In dieser Museumskultur der KZs verpflichtet das historische Gewissen jeden sensiblen Zeitgenossen, vom sittlichen Politiker ganz zu schweigen, an einer solchen Stätte zu photographieren oder, besser noch, sich photographieren zu lassen.

Was haben wir davon? Neulich lernte ich zwei sympathische deutsche Studenten kennen, ernste junge Leute mit Grundsätzen. Sie waren Germanisten im ersten Semester, ihr Seminarleiter, mit mir befreundet, war mit seinen Leuten zum Hainbundenkmal spaziert, und ich hatte meine gleich daneben liegende Wohnung zum Hainbundencafé stilisiert und sie alle eingeladen. Die beiden sprachen angeregt miteinander, ich hörte das Wort Auschwitz, aber nicht, wie so oft in Deutschland und auch anderswo, als Kürzel für Massenmord oder als politisches Stichwort, sondern sachlich, als Bezeichnung für einen Ort, den sie zu kennen schienen. Ich horchte auf, fragte, gab aber aus Bequemlichkeit meine eigene Bekanntschaft mit dem Lager nicht preis. Ich erfuhr, sie hätten eben ihren Zivildienst hinter sich gebracht. Ihre Aufgabe war es gewesen, in Auschwitz die Zäune weiß zu streichen. Ja, das sei möglich. Zivildienst als Wiedergutmachung. Ob das sinnvoll sei, fragte ich zweifelnd. Aber das Gelände muß doch erhalten bleiben, erwiderten sie, ihrerseits verduzt über die Frage. Zwar waren sie nicht besonders gut auf die Touristen zu sprechen (all die Amerikaner!), und auch den Schulklassen waren sie eher abhold, und trotzdem: Bewahrung der Stätten. Wozu nur?

Der Liebe Augustin der Wiener Legende erwachte in der Pestgrube, und nichts war ihm passiert. Er stolperte aus der Grube heraus, ließ sie hinter sich und dudelte weiter, Symbol der Lebensbejahung im großen Sterben. Uns geht es anders, uns lassen sie nicht locker, die Gespenster, meine ich. Wir erwarten, daß Ungelöstes gelöst wird, wenn man nur beharrlich festhält an dem, was übrig blieb, dem Ort, den Steinen, der Asche. Nicht die Toten ehren wir mit diesen unschönen, unscheinbaren Resten vergangener Verbrechen, wir sammeln und bewahren sie, weil wir sie irgendwie brauchen: Sollen sie etwa unser Unbehagen erst beschwören, dann beschwichtigen? Der ungelöste Knoten, den so ein verletztes Tabu wie Massenmord, Kindermord hinterläßt, verwandelt sich zum unerlösten Gespenst, dem wir eine Art Heimat gewähren, wo es spuken darf. Ängstliches Abgrenzen gegen mögliche Vergleiche, Bestehen auf der Einmaligkeit des Verbrechens. Nie wieder soll es

geschehen. Dasselbe geschieht sowieso nicht zweimal, insofern ist alles Geschehen, wie jeder Mensch und sogar jeder Hund, einmalig. Abgekapselte Monaden wären wir, gäbe es nicht den Vergleich und die Unterscheidung, Brücken von Einmaligkeit zu Einmaligkeit. Im Grunde wissen wir alle, Juden wie Christen: Teile dessen, was in den KZs geschah, wiederholt sich vielerorts, heute und gestern, und die KZs waren selbst Nachahmungen (freilich einmalige Nachahmungen) von Vorgestrigem. (...)

Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 69-72.

Plakat 16

Jean Améry Hölderlin¹

Dachau war eines der ersten nationalsozialistischen Konzentrationslager und hatte darum, wenn man so will, eine Tradition; Auschwitz war erst 1940 geschaffen worden und unterlag bis zum Schluß Improvisationen von Tag zu Tag. In Dachau herrschte unter den Häftlingen das politische Element vor, in Auschwitz aber bestand die weit überwiegende Mehrheit der Häftlinge aus völlig unpolitischen Juden und politisch recht labilen Polen. In Dachau lag die innere Verwaltung zum größten Teil in den Händen politischer Häftlinge, in Auschwitz gaben deutsche Berufsverbrecher den Ton an. In Dachau gab es eine Lagerbibliothek, in Auschwitz war für den gewöhnlichen Häftling ein Buch etwas kaum noch Vorstellbares. Grundsätzlich bestand in Dachau – sowie auch in Buchenwald – für die Häftlinge die Möglichkeit, dem SS-Staat, der SS-Struktur eine geistige Struktur entgegenzustellen: damit aber hatte dort der Geist eine *soziale Funktion*, auch wenn diese wesentlich politisch, religiös, ideologisch in Erscheinung trat und nur in seltenen Fällen, wie etwa bei Nico Rost, zugleich auch philosophisch und ästhetisch. In Auschwitz aber war der geistige Mensch isoliert, war ganz auf sich selbst gestellt. So erschien denn dort das Problem der Begegnung von Geist und Greuel in einer radikaleren und, wenn diese Formulierung hier erlaubt ist, in einer *reineren* Form. In Auschwitz war der Geist nichts als er selber, und es bestand keine Chance, ihn an eine auch noch so unzulängliche, noch so verborgene soziale Struktur zu montieren. Der Intellektuelle stand also allein mit seinem Geist, der nichts war alsbarer Bewußtseinsinhalt und sich nicht aufrichten und erhärten konnte an einer gesellschaftlichen Wirklichkeit. Die Beispiele, die sich hierfür geben lassen, sind teils trivial, teils aber müssen sie aus Seinsbereichen geholt werden, die nur schwer mitteilbar sind.

Der Intellektuelle suchte, zumindest im Anfang noch, ständig nach der Möglichkeit sozialer Kundgebung des Geistes. In ein Gespräch mit dem Bettnachbarn etwa, der umständlich vom Küchensettel seiner Frau erzählte, wollte er gerne die Feststellung einschmuggeln, daß er selbst daheim viel gelesen habe. Wenn er aber hier-

auf zum dreißigsten Mal die Antwort erhielt: "Scheiße, Mensch!", ließ er es bleiben. So nahm langsamerhand in Auschwitz alles Geistige eine zwiefach neue Gestalt an: Es wurde einerseits, psychologisch, zu etwas ganz und gar Irrealem und andererseits, sofern man es in sozialen Begriffen definiert, zu einer Art von unerlaubtem Luxus. Manchmal erlebte man diese neuen Tatsachen in tieferen Schichten, als jene es sind, in die man beim Schlafstrohgespräch gelangen kann: dann verlor der Geist urplötzlich seine Grundqualität, die Transzendenz.

Ich erinnere mich eines Winterabends, als wir uns nach der Arbeit im schlechten Gleichschritt unter dem entnervenden "Links zwei, drei, vier" der Kapos vom IG-Farben-Gelände ins Lager zurückschleppten und mir an einem halbfertigen Bau eine aus Gott weiß welchem Grunde davor wehende Fahne auffiel. "Die Mauern stehen sprachlos und kalt, im Winde klirren die Fahnen", murmelte ich assoziativ-mechanisch vor mich hin. Dann wiederholte ich die Strophe etwas lauter, lauschte dem Wortklang, versuchte dem Rhythmus nachzuspüren und erwartete, daß das seit Jahren mit diesem Hölderlin-Gedicht für mich verbundene emotionelle und geistige Modell erscheinen werde. Nichts. Das Gedicht transzendierte die Wirklichkeit nicht mehr. Da stand es und war nur noch sachliche Aussage: so und so, und der Kapo brüllt "links", und die Suppe war dünn, und im Winde klirren die Fahnen. Vielleicht hätte sich das im psychischen Humus verkapselte Hölderlin-Gefühl eingestellt, wäre da ein annähernd gleichartig gestimmter Kamerad gewesen, dem ich die Strophe hätte zitieren können. Das Schlimmste war, daß man den guten Kameraden nicht hatte, in der Kommandoreihe nicht – und wo im ganzen Lager? Gelang es aber doch, ihn einmal aufzustöbern, dann war er durch seine eigene Isoliertheit so geistentfremdet, daß er nicht mehr reagierte. Mir fällt da die Begegnung mit einem namhaften Philosophen aus Paris ein, der sich im Lager befand. Ich hatte von seiner Anwesenheit erfahren und hatte ihn nicht ohne Mühe und Gefahren in seinem Block aufgesucht. Wir trotteten mit unsren Blechnäpfen unterm Arm durch die Lagerstraßen, und vergebens versuchte ich, ein intellektuelles Gespräch in Gang zu bringen. Der Philosoph von der Sorbonne gab einsilbige mechanische Antworten und verstummte schließlich ganz. Sagt da irgend jemand "Abgestumpftheit"? Aber nein. Der Mann war nicht abgestumpft, so wenig wie ich selber. Er glaubte ganz einfach nicht mehr an die Wirklichkeit der geistigen Welt, und er verweigerte sich einem intellektuellen Sprachspiel, das hier keinen sozialen Bezug mehr hatte.

Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1988, S. 21.

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Plakat 17

Hermann Langbein Im Häftlingskrankenbau¹

Langbein berichtet über die schwierige Beziehung zwischen den polnischen und den jüdischen Häftlingen im Lager.

Konnte man Polen näher kennenlernen – was allerdings nicht einfach war –, so erfuhr man, daß manche Polen den Antisemitismus energisch und mutig bekämpften, ohne allerdings deswegen die festgeschmiedete nationale Solidarität zu gefährden.

Im Krankenbau, wo sich die größten Möglichkeiten boten, den Mitgefangenen zu helfen, machten sich die Auswirkungen des Antisemitismus unter den Häftlingen am deutlichsten spürbar. In der Erinnerung von Vilo Jurkovic war die polnische Häftlingshierarchie im Krankenbau anfangs "gegen alle" und nur pro-polnisch. "Der Antisemitismus stand bei dieser Anti-Gesinnung in der Praxis oft an erster Stelle, da er ein guter Blitzableiter war", schreibt Jurkovic. Igor Bistric lernte ihn als Schreiber im HKB² kennen – er war wie Jurkovic mit einem der ersten RSHA-Transporte³ aus der Slowakei im Frühling 1942, nach Auschwitz deportiert worden. "Im Krankenbau waren als Pfleger und Schreiber Angehörige der polnischen Intelligenz untergebracht. Sie gaben uns zu verstehen, daß wir nicht erwünscht sind, weil sie in uns ihre Verdränger sahen", beschrieb Bistric Jahrzehnte später seine Situation als einer der ersten Juden im Personal des HKB. Er hat seinen Vorgesetzten nicht vergessen, der ihn mehr als einmal geschlagen hat, einen Polen namens Szary. Bistric hob jedoch hervor, daß sich mehrere Polen im HKB stets kameradschaftlich verhalten haben, und nannte ausdrücklich Doktor Adam Zacharski, Tadeusz Paczula und Jurek Czubak. Ich habe diese Menschen ebenfalls schätzen gelernt.

Ella Lings berichtet von einer polnischen Pflegerin, die sagte, sie sei gegen Juden eingestellt, benachteilige sie jedoch nur deswegen nicht, weil sie die SS nicht bei der Ausrottung der Juden unterstützen wolle.

Tadeusz Holuj hat folgende Szene im HK-B des Stammlagers beschrieben, die sich abgespielt hat, nachdem die SS wieder einmal Kranke für den Tod ausgesucht hatte: "Mach dir keine Sorgen, das sind doch alles nur Juden", sagte der kleine, untersetzte Stubenälteste und teilte die Margarine in winzigste Portionen auf. 'Die brauchen ja sowieso nichts mehr. Warum die Kranken noch füttern, die ja sowieso in die Gaskammern wandern werden. Es ist besser, man ißt das allein', verkündete er offen. 'Aber, aber, Herr Stubenältester, lassen Sie sie doch noch etwas beißen', versuchte Kamioner, der Blockfriseur, ein polnisch-französischer Jude, zu opponieren, als er den Stubenältesten später rasierte und ihm das Gesicht mit einem irgendwie ergatterten Kölnischwasser einrieb. 'Kamioner, du wirst auch bald Abraham wiedersehen, du Rindvieh', lachte der Stubenälteste.

Kamioner wurde nachdenklich und verstummte. Das war ein schwerer Tag für ihn. An diesem Tag hatte er zwei Verwandte und elf Bekannte verloren, die er noch vor dem Abtransport rasieren sollte. Das konnte er nicht. 'Ich habe noch ein viel zu weiches Herz', sagte er, als er einige Leichtkranke bestach, diese Pflicht für ihn zu tun."

Hermann Langbein, *Menschen in Auschwitz*. Neuausg. Wien: Europa Verlag, 1995, S. 120 f.

Anmerkungen

- 1 Überschrift G.K.
- 2 HKB = Häftlingskrankenbau (Anm. G.K.)
- 3 RSHA = Reichssicherheitshauptamt (Anm. G.K.)

Plakat 18

Jakov Z. Zeugenbericht¹

Dies ist ein Auszug aus dem Textbuch *Zeugen* zu dem gleichnamigen Dokumentarfilm von Karl Fruchtmann.

Die Menschen waren einer mit dem anderen verknötet. Es war schwer, sie auseinanderzunehmen. Die Menschen sind erstickt. Geöffnet haben das die Sonderkommandos. Und die Leute, die drinnen waren, das war ein schreckliches Bild. Es war ein ganzer Haufen, es waren keine Menschen. Und diese Menschen mußte man aus der Gaskammer herausnehmen, in die Leichenhalle bringen, und dort wurden sie sortiert: Frauen auf die eine Seite, Männer auf die zweite und Kinder auf die dritte Seite. Den Frauen werden die Haare abgeschnitten. Und die Ringe werden von den Fingern heruntergenommen. Es waren Zahnärzte da, die haben die Zähne aus dem Mund herausgerissen.

Jakov Z., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 87.

Anmerkungen

- 1 Überschrift G.K.

Plakat 19

Elisabeth Guttenberger Häftlingsschreibstube¹

Ungefähr nach einem halben Jahr war ich in die Häftlingsschreibstube gekommen. Dort mußte ich Karteikarten nach den Transportlisten anlegen und

habe das Hauptbuch für die Männer in unserem Lager geführt. Täglich mußte ich die Sterbemeldungen eintragen, die vom Krankenbau zur Schreibstube gebracht wurden. Es waren Tausende, die ich in das Buch eingetragen habe.

Ich war gerade acht Tage in der Schreibstube, da kam eine Totenmeldung, auf welcher der Name meines Vaters stand. Ich war wie gelähmt, mir sind die Tränen nur so runtergerollt. In dem Moment wird die Tür aufgerissen, der Oberscharführer Plagge stürmt herein und schreit: "Warum flennst die denn dahinten in der Ecke?" Ich konnte nicht antworten. Aber meine Freundin, die Rappportschreiberin Hilly Weiss, hat gesagt: "Ihr Vater ist gestorben." Darauf erwiderte der SS-Mann: "Wir müssen alle mal sterben." Und verließ die Schreibstube. (...)

Die Sinti haben sich auch gegen die "Liquidierung" des "Zigeunerlagers" zur Wehr gesetzt. Das war eine ganz tragische Geschichte. Da haben sich unsere Sinti aus Blech Waffen gemacht. Sie haben sich die Bleche zugeschnitten zu Messern. Damit und mit Stöcken haben sie sich bis zum Äußersten gewehrt. Ich kenne eine Augenzeugin, eine Polin, Zita hieß sie, die war bei uns gegenüber im Arbeitseinsatz, die hat die Auflösung des "Zigeunerlagers" miterlebt. Sie hat mir später unter Tränen erzählt, wie sich die Sinti so verzweifelt geschlagen und gewehrt haben, weil sie wußten, daß sie vergast werden sollten. Und dann wurde dieser Widerstand mit Maschinenpistolen niedergeschossen. (...)

Elisabeth Guttenberger, aus: *Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau*. Hg. Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Dokumentationszentrum Deutscher Sinti und Roma Heidelberg, München/London/New York/Paris: Saur, 1993, S.1502.

Anmerkungen

1 Überschrift G.K.

Plakat 20

Primo Levi Die Untergegangenen und die Geretteten

Kommt deine Scham daher, daß du an Stelle eines anderen lebst? Und vor allem an Stelle eines großherzigen, sensibleren, verständigeren, nützlicheren, des Lebens würdigeren Menschen als du? Du kannst es nicht ausschließen: du erforschst dich, läßt deine Erinnerungen an dir vorüberziehen und hoffst, sie alle wiederzufinden und daß sich keine von ihnen eine Maske aufgesetzt oder sich verkleidet hat. Nein, du findest keine offenkundigen Übertretungen, du hast niemanden verdrängt, du hast niemanden geprügelt (aber hättest du die Kraft dazu gehabt?), du hast kein Amt angenom-

men (aber es ist dir auch keines angeboten worden...), du hast niemandem das Brot gestohlen. Und doch kannst du es nicht ausschließen. Es ist nur eine Vermutung, ja eigentlich nur der Schatten eines Verdachts: daß jeder der Kain seines Bruders ist, daß jeder von uns (und dieses mal gebrauche ich das Wort "uns" in einem sehr umfassenden, geradezu universalen Sinn) seinen Nächsten verdrängt hat und an seiner Statt lebt. Es handelt sich nur um eine Vermutung, aber sie nagt an dir; sie hat sich in deinem tiefsten Inneren eingenistet wie ein Holzwurm. Von außen kann man sie nicht erkennen, aber sie nagt und bohrt.

Nach meiner Heimkehr aus der Gefangenschaft kam mich ein Freund besuchen, der älter war als ich, sanftmütig und kompromißlos, und der einer persönlichen Religion huldigte, die mir allerdings immer streng und ernst vorgekommen ist. Er war froh, mich lebend und im wesentlichen unversehrt wiederzufinden, vielleicht gereifter und gefestigter, gewiß aber reicher an Erfahrungen. Er sagte mir, die Tatsache, daß ich überlebt hätte, könne kein Zufall sein, keine Häufung glücklicher Umstände (eine Ansicht, die ich damals vertrat und auch heute noch vertrete), sondern nur das Werk der Vorsehung. Ich sei ein Gezeichneter, ein Auserwählter: ich, der Nicht-Gläubige – und nach der Zeit in Auschwitz noch weniger gläubig –, sei ein von der Gnade Berührter, ein Geretteter. Und warum ausgerechnet ich? Das kann man nicht wissen, antwortete er mir. Vielleicht, damit ich schreiben und schreibend Zeugnis ablegen würde: schrieb ich denn nicht bereits damals, 1946, an einem Buch über meine Gefangenschaft?

Diese Anschauung erschien mir ungeheuerlich. Sie schmerzte mich so, als würde man einen freiliegenden Nerv berühren, und ließ den Zweifel wieder aufleben, über den ich vorhin sprach: ich könnte an Stelle eines anderen leben, auf Kosten eines anderen; ich könnte jemanden verdrängt, und das heißt de facto, getötet haben. Die "Geretteten" der Lager waren nicht die Besten, die zum Guten Vorbestimmten, die Überbringer einer Botschaft: was ich gesehen und erlebt hatte, bewies das genaue Gegenteil. Überlebt haben vorwiegend die Schlimmsten, die Egoisten, die Gewalttätigen, die Gefühllosen, die Kollaborateure der "Grauzone", die Spione. Das war zwar keine zuverlässige Regel (in menschlichen Dingen gab und gibt es keine zuverlässigen Regeln), aber doch eine Regel. Gewiß, ich fühlte mich ohne Schuld, aber gleichzeitig war ich den Geretteten zugesellt und daher auf der ständigen Suche nach einer Rechtfertigung vor mir selbst und den anderen. Überlebt haben die Schlimmsten, und das heißt die Anpassungsfähigsten. Die Besten sind alle gestorben. Gestorben ist Chajim, der Uhrmacher aus Krakau, ein frommer Jude, der sich trotz der Sprachschwierigkeiten angestrengt hat, mich zu verstehen und sich verständlich zu machen und mir, dem Fremden, die Grundregeln fürs Überleben in den ersten entscheidenden Tagen der Gefangenschaft zu vermitteln. Gestorben ist

Szabó, der schweigsame Bauer aus Ungarn, der fast zwei Meter groß war und deshalb mehr Hunger hatte als alle anderen und trotzdem nicht zögerte, den schwächeren Gefährten beim Ziehen oder Schieben zu helfen, solange er die Kraft dazu besaß. Und Robert, Professor an der Sorbonne, der Mut und Zuversicht um sich herum ausstrahlte, fünf Sprachen sprach, sich aufrieb, um nur ja alles in seinem erstaunlichen Gedächtnis zu behalten, und der, wenn er überlebt hätte, auf die vielen Frage nach dem Warum geantwortet hätte, auf die ich nicht zu antworten weiß. Und auch Baruch, der Hafenarbeiter aus Livorno, ist gestorben, auf der Stelle, gleich am ersten Tag, weil er auf den ersten Faustschlag mit seinen Fäusten geantwortet hat – drei Kapos, die sich zusammengetan hatten, haben ihn massakriert. Diese und unzählige andere sind gestorben, nicht trotz ihrer Qualitäten und ihres Mutes, sondern gerade deswegen.

Mein religiöser Freund hatte mir gesagt, ich hätte überlebt, damit ich Zeugnis ablege. Das habe ich getan, so gut ich konnte, und ich hätte auch nicht anders gekonnt. Und immer noch lege ich Zeugnis ab, wann immer sich dazu eine Gelegenheit bietet. Aber der Gedanke, daß die bloße Zeugnenschaft mir bereits das Privileg eingebracht haben könnte, zu überleben und viele Jahre lang ohne größere Probleme zu leben, beunruhigt mich, weil ich zwischen dem Privileg und dem Resultat keinerlei Proportionen erkenne.

Ich wiederhole: Nicht wir, die Überlebenden, sind die wirklichen Zeugen. Das ist eine unbequeme Einsicht, die mir langsam bewußt geworden ist, während ich die Erinnerungen anderer las und meine eigenen nach einem Abstand von Jahren wiedergelesen habe. Wir Überlebenden sind nicht nur eine verschwindend kleine, sondern auch eine anomale Minderheit: wir sind die, die aufgrund von Pflichtverletzung, aufgrund ihrer Geschicklichkeit oder ihres Glücks den tiefsten Punkt des Abgrunds nicht berührt haben. Wer ihn berührt, wer das Haupt der Medusa erblickt hat, konnte nicht mehr zurückkehren, um zu berichten, oder er ist stumm geworden. Vielmehr sind sie, die "Muselmänner", die Untergegangenen, die eigentlichen Zeugen, jene, deren Aussage eine allgemeine Bedeutung gehabt hätte. Sie sind die Regel, wir die Ausnahme. (...)

Wir, die das Los verschont hat, haben mit größerer oder geringerer Weisheit versucht, nicht nur von unserem Schicksal, sondern auch von dem der anderen zu berichten, eben derer, die untergegangen sind. Aber es handelte sich dabei um ein Unternehmen "für fremde Rechnung", um einen Bericht über Dinge, die aus der Nähe beobachtet, doch nicht am eigenen Leib erfahren wurden. Über die zu Ende geführte Vernichtung, über das abgeschlossene Werk, hat niemand jemals berichtet, so wie noch nie jemand zurückgekommen ist, um über seinen Tod zu berichten. Die Untergegangenen hätten, auch wenn sie Papier und Bleistift gehabt hätten, niemals Zeugnis abgelegt, weil ihr Tod schon vor

der Vernichtung ihres Körpers begonnen hatte. Wochen und Monate vor ihrem Ableben hatten sie bereits die Fähigkeit der Beobachtung, der Erinnerung, des Abwägens und des Ausdrucks verloren. Jetzt sprechen wir, als Bevollmächtigte, an ihrer Stelle.

Ich kann nicht sagen, ob wir es aus einer Art moralischer Verpflichtung gegenüber den Verstummtten getan haben beziehungsweise tun oder nicht vielmehr aus dem Drang heraus, uns von der Erinnerung an sie zu befreien. Aber sicher tun wir es aus einem starken, dauerhaften Impuls heraus. Ich glaube, daß die Psychoanalytiker (die sich mit professioneller Gier auf unsere wirre Ratlosigkeit gestürzt haben) nicht die Kompetenz besitzen, diesen Impuls zu erklären. Ihre Weisheit ist "draußen" geformt und erprobt worden, in einer Welt, die wir der Einfachheit halber "zivilisiert" nennen: sie bilden deren Phänomenologie ab und versuchen, sie zu erklären; sie erforschen die Abweichungen davon und versuchen, diese zu heilen. Ihre Interpretationen, auch die jener, die, wie Bruno Bettelheim, selbst die Erfahrung des Konzentrationslagers durchgemacht haben, scheinen mir approximativ und vereinfacht, wie wenn jemand die Theoreme der ebenen Geometrie bei der Lösung sphärischer Dreiecke anwenden will. Die geistigen Mechanismen der *Häftlinge* waren anders als die unseren; sonderbarerweise und parallel dazu waren auch ihre Physiologie und Pathologie anders. Im Konzentrationslager waren Erkältungen und Grippeerkrankungen unbekannt; dagegen starb man, manchmal schlagartig, aufgrund von Leiden, die zu erforschen die Ärzte nicht die Gelegenheit hatten. Magengeschwüre und Geisteskrankheiten heilten (oder wurden asymptomatisch), dagegen litten alle permanent an einem Unbehagen, das noch den Schlaf vergiftete und keinen Namen hat. Es als "Neurose" zu bezeichnen wäre vereinfachend und lächerlich. Wahrscheinlich wäre es richtiger, darin eine atavistische Angst zu erkennen, deren Nachhall man im zweiten Vers der Genesis wahrnimmt: die in jedem eingeschriebene Angst vor dem "tòhu wawòhu", vor dem wüsten und leeren Universum, das unter dem Geist Gottes zerdrückt wurde und in dem der Geist des Menschen abwesend ist: weil er noch nicht geboren oder bereits erloschen ist.

Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*. München: Hanser, 1990, S. 81-85.

Anhang

Zur Perspektive der Täter Rudolf Höß, Kommandant in Auschwitz

Nach dem Willen des RFSS¹ wurde Auschwitz die größte Menschen-Vernichtungs-Anlage aller Zeiten. Als er mir im Sommer 1941 persönlich den Befehl erteilte, in Auschwitz einen Platz zur Massenvernichtung vorzubereiten und diese Vernichtung durchzuführen, konnte ich mir nicht die geringsten Vorstellungen über die Ausmaße und die Auswirkungen machen. Wohl war dieser Befehl etwas Ungewöhnliches, etwas Ungeheuerliches. Doch die Begründung ließ mich (mir!) diesen Vernichtungsvorgang *richtig* erscheinen. Ich stellte damals keine Überlegungen an – ich hatte den Befehl bekommen – und hatte ihn durchzuführen. Ob diese Massenvernichtung der Juden notwendig war oder nicht, darüber konnte ich mir kein Urteil erlauben, soweit konnte ich nicht sehen. Wenn der Führer selbst die „Endlösung der Judenfrage“ befohlen hatte, gab es für einen alten Nationalsozialisten keine Überlegungen, noch weniger für einen SS-Führer. „Führer befiehlt, wir folgen“ – war keinesfalls eine Phrase, kein Schlagwort für uns. Es war bitter ernst gemeint. Es wurde mir seit meiner Verhaftung wiederholt gesagt, daß ich ja diesen Befehl hätte ablehnen können, ja daß ich Himmler hätte über den Haufen schießen können. – Ich glaube nicht, daß unter den Tausenden von SS-Führern auch nur einer einen solchen Gedanken in sich hätte aufkommen lassen können. So etwas war einfach ganz unmöglich. Wohl haben viele SS-Führer über manchen harten Befehl des RFSS gemeckert, geschimpft, aber ausgeführt haben sie jeden. Der RFSS hat manchem SS-Führer durch seine unerbittliche Härte bitter wehgetan, aber nicht einer, glaube ich fest, hätte es gewagt, sich an ihm zu vergreifen, auch nicht in den geheimsten Gedanken. Seine Person als RFSS war unantastbar. Seine grundsätzlichen Befehle im Namen des Führers waren heilig. An denen gab es keine Überlegungen, keine Auslegungen, keine Deutungen. Bis zur letzten Konsequenz wurden sie durchgeführt und sei es durch bewußte Hingabe des Lebens, wie es nicht wenige SS-Führer im Kriege taten. Nicht umsonst wurden in der SS-Schulung die Japaner als leuchtende Vorbilder der Selbstaufopferung für den Staat, den Kaiser, der ja gleichzeitig ihr Gott war, hervorgehoben. Die SS-Schulung war nicht etwa spurlos wie Hochschul-Vorlesungen an den SS-Führern vorbeigeglitten. Sie saß tief, und der RFSS wußte wohl, was er von seiner Schutzstaffel verlangen konnte. Aber Außenstehende können es nicht verstehen, daß es nicht einen SS-Führer gab, der Befehle des RFSS verweigert oder ihn gar wegen eines

grausam harten Befehls beseitigte. Was der Führer befahl bzw. für uns sein ihm Nächststehender, der RFSS – war *immer* richtig. Auch das demokratische England hat seinen Staatsgrundsatz: „right or wrong – my country!“, dem jeder nationalbewußte Engländer Folge leistet.³

Bevor aber die Massenvernichtung der Juden begann, wurden in fast allen KL 1941/42 die russischen Politruks und politischen Kommissare liquidiert. Gemäß einem geheimen Führererlaß⁴ wurden in allen Kriegsgefangenenlagern die russischen Politruks und politischen Kommissare herausgesucht durch besondere Kommandos der Gestapo. Die Herausgefundenen wurden zur Liquidation dem nächstgelegenen KL überstellt. – Als Grund zu dieser Maßnahme wurde verlautbart, daß die Russen jeden deutschen Soldaten, der Parteimitglied sei oder einer Gliederung der NSDAP angehöre, insbesondere SS-Angehörige, sofort niedermachten, und daß die politischen Funktionäre der Roten Armee den Auftrag hätten, im Falle der Gefangennahme, in den Gefangenenlagern und an den Arbeitsstellen Unruhe in jeder Form zu stiften bzw. die Arbeit zu sabotieren. Solche herausgefundenen politischen Funktionäre der Roten Armee kamen nun auch zur Liquidierung nach Auschwitz. Die ersten kleinen Transporte wurden durch Exekutions-Kommandos der Truppe erschossen. Während einer Dienstreise hatte mein Vertreter, der Schutzhaftlagerführer Fritzsch..., zur Tötung Gas verwendet. Und zwar das Blausäurepräparat Cyclon B, das zur Ungeziefervertilgung im Lager laufend gebraucht wurde und vorrätig lag. Nach meiner Rückkehr meldete er mir dies, und beim nächsten Transport wurde wiederum dies Gas benutzt. Die Vergasung wurde in den Arrestzellen des Blocks 11 (im Stammlager – Auschwitz I) durchgeführt. Ich selbst habe mir die Tötung, durch eine Gasmaske geschützt, angesehen. Der Tod erfolgte in den vollgepfropften Zellen sofort nach Einwurf. Nur ein kurzes, schon fast ersticktes Schreien, und schon war es vorüber. So recht zum Bewußtsein ist mir diese erste Vergasung von Menschen nicht gekommen, ich war vielleicht zu sehr von dem ganzen Vorgang überhaupt beeindruckt. Stärker erinnerlich ist mir die bald darauf erfolgte Vergasung von 900 Russen im alten Krematorium, da die Benutzung des Blocks 11 zuviel Umstände erforderlich machte. Es wurden einfach noch während des Entladens mehrere Löcher von oben durch die Erd- und Betondecke des Leichenraumes geschlagen. Die Russen mußten sich im Vorraum ent-

kleiden und gingen alle ganz ruhig in den Leichenraum, da ihnen gesagt wurde, sie würden da entlastet. Der ganze Transport ging gerade genau in den Leichenraum. Die Tür wurde zugeschlossen und das Gas durch die Öffnungen hineingeschüttet. Wie lange diese Tötung gedauert hat, weiß ich nicht. Doch war eine geraume Weile das Gesumme noch zu vernehmen. Beim Einwerfen schrien einige "Gas", darauf ging ein mächtiges Brüllen los und ein Drängen nach den beiden Türen. Diese hielten aber den Druck aus. – Nach mehreren Stunden erst wurde geöffnet und entlüftet. Da sah ich nun zum ersten Male die Gasleichen in der Menge. Mich befiel doch ein Unbehagen, so ein Erschauern, obwohl ich mir den Gastod schlimmer vorgestellt hatte. Ich stellte mir darunter immer ein qualvolles Erstickten vor. Die Leichen waren aber durchwegs ohne jegliche Verkrampfung. Wie mir die Ärzte erklärten, wirkte die Blausäure lähmend auf die Lunge, die Wirkung wäre aber so plötzlich und so stark, daß es nicht zu den Erstickungserscheinungen wie z.B. durch Leuchtgas oder durch allgemeine Luftentziehung des Sauerstoffs führe. Über die Tötung der russischen Kriegsgefangenen an und für sich machte ich mir damals keine Gedanken. Es war befohlen, ich hatte es durchzuführen. Doch ich muß offen sagen, auf mich wirkte diese Vergasung beruhigend, da ja in absehbarer Zeit mit der Massen-Vernichtung der Juden begonnen werden mußte, und noch war weder Eichmann⁵ noch mir die Art der Tötung dieser zu erwartenden Massen klar. Durch Gas sollte es wohl sein, aber wie und was für ein Gas? Nun hatten wir das Gas und auch den Vorgang entdeckt. – Mir graute immer vor den Erschießungen, wenn ich an die Massen, an die Frauen und Kinder dachte. Ich hatte schon genug von den Geiselexekutionen, von den Gruppen-Erschießungen, die vom RFSS oder RSHA befohlen. Nun war ich doch beruhigt, daß uns allen diese Blutbäder erspart bleiben sollten, daß auch die Opfer bis zum letzten Moment geschont werden konnten. Gerade dieses machte mir am meisten Sorge, wenn ich an die Schilderungen Eichmanns von dem Niedermähen der Juden mit MG und MP durch die Einsatz-Kommandos dachte.⁶ Grauenhafte Szenen sollen sich dabei abgespielt haben: das Weglaufen von Angeschossenen, das Töten der Verwundeten, vor allem der Frauen und Kinder. Die häufigen Selbstmorde in den Reihen der Einsatz-Kommandos, die das Im-Blut-Waten nicht mehr ertragen konnten. Einige sind auch verrückt geworden. Die meisten Angehörigen dieser Einsatz-Kommandos haben sich mittels Alkohol über diese schaurige Arbeit hinweggeholfen. Nach Höfles⁷ Schilderungen haben auch die Männer der Globocnik'schen Vernichtungsstellen unheimliche Mengen von Alkohol verbraucht. (...)

Der RFSS schickte verschiedentlich höhere Partei- und SS-Führer nach Auschwitz, damit sie sich die Vernichtung der Juden ansähen. Alle waren davon tief beeindruckt. Einige, die vorher sehr eifrig über die Notwendigkeit dieser Vernichtung dozierten, wurden beim An-

blick der "Endlösung der Judenfrage" doch ganz still und schwiegen sich aus. Stets wurde ich dabei gefragt, wie ich, wie meine Männer *diesen* Vorgang dauernd mit ansehen könnten, wie wir dies aushalten könnten. Ich antwortete stets darauf, daß eben alle menschlichen Regungen zu schweigen hätten vor der eisernen Konsequenz, mit der wir den Befehl des Führers durchzuführen hätten. Jeder dieser Herren erklärte, er möchte diese Aufgabe nicht haben. – Selbst Mildner⁸ und Eichmann, die bestimmt "hart verpackt" waren, hatten keinerlei Neigung, mit mir zu tauschen. Um *die* Aufgabe beneidete mich niemand. Mit Eichmann sprach ich vielfach und ausführlich über all das, was mit der Endlösung der Judenfrage zusammenhing, ohne aber je meine inneren Nöte kundzutun. Ich habe versucht, aus Eichmann dessen innerste, wirklichste Überzeugung über diese "Endlösung" herauszubekommen, mit allen Mitteln. Doch auch in der fortgeschrittensten Alkohol-auflockerung – nur unter uns – trat er, besessen geradezu, für die restlose Vernichtung aller erreichbaren Juden ein. Ohne Erbarmen, eiskalt mußten wir so schnell wie möglich die Vernichtung betreiben. Jede Rücksicht, auch die geringste, würde sich später bitter rächen. Dieser harten Konsequenz gegenüber mußte ich meine menschlichen "Hemmungen" zutiefst begraben. Ja, ich muß offen gestehen, diese menschlichen Regungen kamen mir – nach solchen Gesprächen mit Eichmann – beinahe wie Verrat am Führer vor. Es gab für mich kein Entrinnen aus diesem Zwiespalt. Ich mußte den Vernichtungsvorgang, das Massenmorden weiter durchführen, weiter erleben, weiter kalt auch das innerlich zutiefst Aufwühlende mit ansehen. Kalt mußte ich allen Vorkommnissen gegenüberstehen. Doch auch kleinere Erlebnisse, die vielleicht den anderen gar nicht so zu Bewußtsein kamen, kamen mir so schnell nicht aus den Gedanken. Und ich hatte mich doch in Auschwitz wahrhaftig nicht über Langeweile zu beklagen. Hatte mich irgendein Vorgang sehr erregt, so war es mir nicht möglich, nach Hause, zu meiner Familie zu gehen. Ich setzte mich dann aufs Pferd und tobte so die schaurigen Bilder weg oder ich ging oft des Nachts durch die Pferdeställe und fand dort bei meinen Lieblingen Beruhigung. Es kam oft vor, daß ich zuhause plötzlich mit meinen Gedanken bei irgendwelchen Vorgängen, bei der Vernichtung war. Ich mußte dann raus. Ich konnte es nicht mehr im traulichen Kreis meiner Familie aushalten. Oft kamen mir so, wenn ich unsere Kinder glücklich spielen sah, meine Frau mit der Kleinsten überglücklich war, Gedanken: Wie lange wird euer Glück noch dauern? Meine Frau konnte sich meine trüben Stimmungen nie erklären, schob sie auf dienstlichen Ärger. Wenn ich so nachts draußen bei den Transporten, bei den Gaskammern, an den Feuern stand, mußte ich oft an meine Frau und die Kinder denken, ohne aber sie näher mit dem ganzen Vorgang in Verbindung zu bringen. Auch von den Verheirateten unter den an den Krematorien oder den Freianlagen Diensttuenden hörte ich [dies] oft. Wenn man die Frauen

mit den Kindern in die Gaskammern gehen sah, so dachte man unwillkürlich an die eigene Familie. Ich war in Auschwitz seit Beginn der Massen-Vernichtung nicht mehr glücklich. Ich wurde unzufrieden mit mir selbst. Dazu noch die Hauptaufgabe, die nie abreißen- de Arbeit und die Unzuverlässigkeit der Mitarbeiter. Das Nichtverstanden- und Nichtgehörtwerden von meinen Vorgesetzten. Wirklich kein erfreulicher und wünschenswerter Zustand. Und doch glaubten alle in Auschwitz: der Kommandant hat doch ein schönes Leben. – Ja, meine Familie hatte es in Auschwitz gut. Jeder Wunsch, den meine Frau, den meine Kinder hatten, wurde erfüllt. Die Kinder konnten frei und ungezwungen leben. Meine Frau hatte ihr Blumen- paradies. Die Häftlinge taten alles, um meiner Frau, um den Kindern etwas Liebes zu tun, um ihnen eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Es wird wohl auch kein ehemaliger Häftling sagen können, daß er je in unse- rem Haus irgendwie schlecht behandelt worden sei. Meine Frau hätte am liebsten jedem Häftling, der irgend etwas bei uns zu tun hatte, etwas geschenkt. Die Kinder bettelten dauernd bei mir um Zigaretten für die Häftlinge. An den Gärtnern hingen die Kinder besonders. In der ganzen Familie war die Liebe für die Landwirtschaft, besonders für alle Tiere, hervor- stehend. Jeden Sonntag mußte ich mit allen über die Felder fahren, durch die Ställe gehen, auch die Hunde- ställe durften nie versäumt werden. Unseren beiden Pferden und dem Fohlen galt die besondere Liebe. Immer hatten auch die Kinder im Garten besonderes Viehzeug, das die Häftlinge immer angeschleppt brachten. Ob Schildkröten oder Marder, ob Katzen oder Eidechsen, stets gab es was Neues, Interessantes im Garten. Oder sie planschten im Sommer im Plansch- becken im Garten oder in der Sola.⁹ Ihre größte Freude war jedoch, wenn Vati mitbadete. Der hatte nur wenig Zeit für all die Kinderfreuden. Heute bereue ich es schwer, daß ich mir nicht mehr Zeit für meine Familie nahm. Ich glaubte ja immer, ich müsse ständig im Dienst sein. Mit diesem übertriebenen Pflichtbewußtsein habe ich mir das Leben selbst im- mer schwerer gemacht, als es an und für sich schon war. Meine Frau hat mich oft und oft gemahnt: Denk nicht immer an den Dienst, denk auch an deine Familie. Doch was wußte meine Frau von den Dingen, die mich be- drückten, – sie hat es nie erfahren.

Rudolf Höß, *Kommandant in Auschwitz. Autobiogra- phische Aufzeichnungen*. Hg. Martin Broszat, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1963, S. 124-127 und S. 132-134

Anmerkungen von Martin Broszat

- 1 RFSS – Reichsführer der SS; RSHA – Reichssicherheitshaupt- amt (Leiter: Heydrich bzw. Kaltenbrunner).
- 2 Vgl. dazu Höß' ausführliche Wiedergabe dieser von Himmler in Berlin erhaltenen Instruktion u. S. 157 sowie seine Zeu- genaussage vor dem Internat. Militärgericht in Nürnberg vom 15.4.1946 (IMG, XI, S. 440).
- 3 Vgl. zum Vorstehenden Höß' Nürnberger Zeugenaussage (IMG, XI, S. 440ff.) sowie die Niederschrift des amerikani- schen Gefängnis-Psychiaters in Nürnberg Dr. G. M. Gilbert über seine Unterredung mit Höß vom 9. April 1946 (G. M. Gilbert: Nuremberg Diary. – N.Y. 1947, S. 249ff.). [Anm G.K.: Deutsche Ausgabe: Gustave M. Gilbert, Nürnberger Tagebuch. Aus dem Amerikanischen von Margaret Carroux, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1992.]
- 4 Gemeint sind wohl die aufgrund einer Weisung Hitlers vom 30.3.1941 am 6.6.1941 vom OKW herausgegebenen "Richt- linien für die Behandlung politischer Kommissare" (Nürnbg. Dok. NOKW-1076). Über das Zustandekommen des Kommissarbefehls und die wichtigsten diesbezüglichen Do- kumente vgl. "Der verbrecherische Befehl" in: Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament" vom 17.7.1957.
- 5 SS-Obersturmbannführer Adolf Eichman (geb. 19.3.1906/ SS-Nr. 45 326) war schon seit Mitte der 30er Jahre Experte des SD für Judenfragen. Aus dem unscheinbaren Referat IV B 4 im RSHA entwickelte sich nach der Beauftragung des RSHA mit der Endlösung der Judenfragen am 31.7.1941 (IMG IX, PS-710) die Dienststelle Eichmann zur zentralen Befehlsstelle bei der Vernichtung der im deutschen Machtbereich leben- den Juden. Vgl. auch Höß' Ausführungen, u.S. 157ff.
- 6 Über Aufgaben und Tätigkeit der Einsatzgruppen und Kom- mandos vgl. u.a. die Aussage Ohlendorfs (Leiter der Einsatz- gruppe D) vor dem Internat. Militärgericht in Nürnberg vom 3.1.1946 (IMG, IV, S. 350 ff.); weitere Einzelheiten in den Protokollen und Dokumenten des Kriegsverbrecherprozesses gegen Ohlendorf und Genossen (Prozeß IX: sogen. „Einsatz- gruppenprozeß“, auszugsweise veröffentlicht in „Trials of War Criminals“, Bd. IX), ...
- 7 SS-Hauptsturmführer Hans Höfle, ehem. Stabsführer Globocniks in Lublin, mit dem Höß 1944 in Oranienburg während seiner Tätigkeit als Chef des Amtes D I des WVHA näher bekannt wurde (vgl. auch Höfles Eidesstattl. Erkl. in Nürnberg = Nürnbg. Dok. NG-2866).
- 8 SS-Standartenführer Dr. Rudolf Mildner (geb. 10.8.1902/SS- Nr. 25 563), Chef der Gestapoleitstelle Kattowitz, die für Auschwitz zuständig war (vgl. Nürnbg. Dok. NO-5849; fer- ner IMG, XI, S. 252 ff.).
- 9 Der Flußlauf der Sola, die wenige Kilometer nördlich Ausch- witz in die Weichsel mündet, bildete die östliche Grenze des Lagerbereichs Auschwitz.

Tabellarischer Überblick Geschichte der Lager in Auschwitz

27. April 1940	Heinrich Himmler, Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei, befiehlt, ein Konzentrationslager in den bereits vorhandenen Kasernen in Oswiecim, Stadtteil Zasole, einzurichten.		
4. Mai 1940	Höß wird zum Kommandanten des Konzentrationslagers Auschwitz ernannt.		
20. Mai 1940	Vom Konzentrationslager Sachsenhausen werden 30 deutsche kriminelle Häftlinge nach Auschwitz gebracht. Bis auf wenige Ausnahmen sind die zu sogenannten Funktionshäftlingen ernannten Kriminellen willige Handlanger der SS.	Anfang 1942	Die erste Gaskammer wird im Stammlager in der Leichenhalle des Krematoriums installiert. Hier werden vor allem russische Kriegsgefangene und Juden aus Oberschlesien vergast. Wegen der bald zu geringen Kapazität dieser Gaskammer im Stammlager werden in Birkenau zwei alte Bauernhäuser zu Vergasungsanlagen umgebaut: die Fenster wurden zugemauert, die Innenwände beseitigt und besondere luftdichte Türen eingesetzt. Diese werden Bunker 1 und Bunker 2 genannt. Im Bunker 1 gibt es kleine Gaskammern mit angrenzendem Massengrab; im Bunker II sind es größere Gaskammern und Massengräber. Eine Frauenabteilung wird im Stammlager Auschwitz I eingerichtet. Die ersten Häftlinge sind je 999 deutsche Frauen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück und jüdische Frauen aus der Slowakei.
29. Mai 1940	39 junge inhaftierte polnische Gymnasiasten werden vorübergehend aus Dachau nach Auschwitz abkommandiert und beginnen mit dem Ausbau des Lagers. Auch Juden aus der Umgebung werden dazu eingesetzt.		
14. Juni 1940	Die ersten polnischen politischen Häftlinge, insgesamt 728 Personen, werden in das Konzentrationslager gebracht.		
1. März 1941	Der Reichsführer-SS Himmler besucht Auschwitz zum ersten Mal. Seit Mai 1940 sind 10.900 Häftlinge hierher gebracht worden, hauptsächlich Polen. Himmler befiehlt den Bau eines Sonderlagers im Moor von Brzezinka (Birkenau).	März 1942	
April 1941	Die I.G.-Farben beginnt ein Werk für synthetischen Gummi und eins für synthetisches Benzin, die Buna Werke, in Auschwitz zu bauen. Von April 1941 bis Oktober 1942 mußten Häftlinge, die am Bau arbeiten, die 6 bis 7 km von Auschwitz zur I.G.-Farben-Baustelle zunächst zu Fuß gehen; später wurden sie mit dem Zug befördert.	20. März 1942 Juli 1942	Bunker 1 wird "in Betrieb genommen". Die Selektionen an der sog. alten Rampe oder Judenrampe am Güterbahnhof von Auschwitz beginnen. Die "Selektierten" werden mit Lastwagen nach Birkenau zur Gaskammer gebracht.
Mitte 1941	Höß wird nach Berlin bestellt und erhält von Himmler den Befehl, in Auschwitz Vernichtungsanlagen zu bauen und geeignete Tötungsmethoden zu finden. Himmler teilt Höß mit, Hitler habe die "Lösung der Judenfrage" befohlen.	Oktober 1942	Das von der I.G.-Farben finanzierte Nebenlager "Buna", später "Monowitz", wird fertiggestellt und mit Arbeitssklaven belegt. Etwa 40 weitere Nebenlager entstehen in der näheren und weiteren Umgebung. Im Laufe des Jahres wird der Bauabschnitt II (BII) im Lager Birkenau fertiggestellt. Er besteht aus sechs Wohnlagern sowie dem Effektenlager mit geraubtem jüdischem Eigentum ("Kanada").
September 1941	Auf der Suche nach effektiven Mordverfahren und Tötungsmitteln experimentiert Höß mit Zyklon B. Eine "Probevergasung" von 600 sowjetischen Kriegsgefangenen und 250 kranken Häftlingen am 3.9.1941 in den Zellen von Block 11 (Stammlager) ist "erfolgreich". Methode und Mittel für den geplanten Völkermord sind gefunden.	1943	

29. Januar 1943 Auf Befehl des Reichssicherheitshauptamts werden etwa 20.000 Sinti und Roma nach Auschwitz-Birkenau deportiert.
- Februar 1943 Das "Zigeunerlager" wird im Lagerabschnitt BIIe (in Birkenau) eröffnet.
- Ab März 1943 Die Gaskammer im Stammlager stellt die Arbeit ein. Die Vernichtung wird fortan in Birkenau in zwei unterirdischen Anlagen mit je fünf Öfen à drei Brennkammern (Krematorium II und III nach neuer Numerierung) und in zwei oberirdischen Anlagen mit je zwei Öfen à vier Brennkammern (Krematorium IV und V) betrieben. Die Krematorien II, III und V arbeiten bis November 1944, das Krematorium IV bis Oktober 1944 (siehe unten).
9. September 1943 Im Lager BIIb (in Birkenau) wird ein Familienlager für Juden aus Theresienstadt eingerichtet.
- Dezember 1943 Eine Entlausungsanstalt und eine Badeanstalt (genannt Sauna) für Häftlinge, die zur Arbeit "selektiert" werden, sowie ein zweites Effektenlager ("Kanada II" - B II g) werden in Betrieb genommen.
- 8./9. März 1944 Etwa 4.000 Häftlinge aus dem Familienlager werden in Gaskammern umgebracht.
- Mai 1944 Die Rampe in Birkenau zwischen den Lagerteilen B I und B II wird fertiggestellt. Die ankommenden Deportationszüge, vor allem aus Ungarn, können nun bis kurz vor die Gaskammern fahren.
15. Mai 1944 Die Deportationen von insgesamt 438.000 ungarischen Juden nach Auschwitz-Birkenau beginnen.
9. Juli 1944 Die Deportationen der ungarischen Juden werden gestoppt. Die meisten waren unmittelbar nach ihrer Ankunft vergast worden.
- 11./12. Juli 1944 Etwa 3.000 Häftlinge aus dem Familienlager werden in andere Konzentrationslager überführt. Die verbliebenen etwa 4.000 Häftlinge werden vergast, das Familienlager somit aufgelöst.
2. August 1944 Die noch im Lager lebenden 2897 Insassen des Zigeunerlagers werden vergast.
7. Oktober 1944 Nachdem Pläne zu einem Aufstand in Birkenau im Sommer 1944 immer wieder verschoben wurden, kommt es im Krematorium IV schließlich zu einer Widerstandsk Aktion des Sonderkommandos. Dies geschieht nach dem Ende der großen Vernichtungsdeportationen und angesichts der bevorstehenden Liquidierung des Sonderkommandos selbst. Das Krematorium wird zerstört, die aufständischen Häftlinge werden von der SS ermordet.
- November 1944 Himmler befiehlt die Demontage der Vernichtungsanlagen.
17. Januar 1945 Der letzte Lagerappell findet statt. In Auschwitz (einschließlich Birkenau) befinden sich noch 31.894 Personen, in Monowitz, einschließlich Nebenlager, sind es 35.118. Die Evakuierung der Häftlinge wird beschlossen, die Todesmärsche beginnen. Die Gefangenen werden – hauptsächlich zu Fuß – bei eisiger Kälte aus dem Lager in Richtung "Altreich" geführt. Die SS erschießt 200 jüdische Frauen und sprengt dann die Gebäude, in denen die Krematorien I und II untergebracht waren.
23. Januar 1945 Die SS zündet die mit Textilien vollgepackten Baracken in "Kanada" (Effektenlager) an.
27. Januar 1945 Die SS sprengt das letzte Krematorium, das bis zum letzten Augenblick für die Beseitigung von Leichen bereitgehalten worden war; am Nachmittag befreien sowjetische Truppen Auschwitz und Birkenau.

Zusammengestellt auf der Grundlage von:

Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*. Neuausg. 3 Bde., Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1990

Eberhard Jäckel/Peter Longerich/Julius H. Schoeps (Hg.), *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*. Bd. I, *Auschwitz* und Bd. III, *Ungarn*, Berlin: Argon Verlag, 1993.

Danuta Czech, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*. Reinbek: Rowohlt Verlag, 1989.

Franciszek Piper, *Die Zahl der Opfer von Auschwitz. Aufgrund der Quellen und Erträge der Forschung 1945 bis 1990*. Oswiecim: Verlag Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, 1993.

Franciszek Piper/Teresa Swiebocka (Red.), *Auschwitz. Nationalsozialistisches Vernichtungslager*. Oswiecim: Verlag Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, 1997

Abbildungen

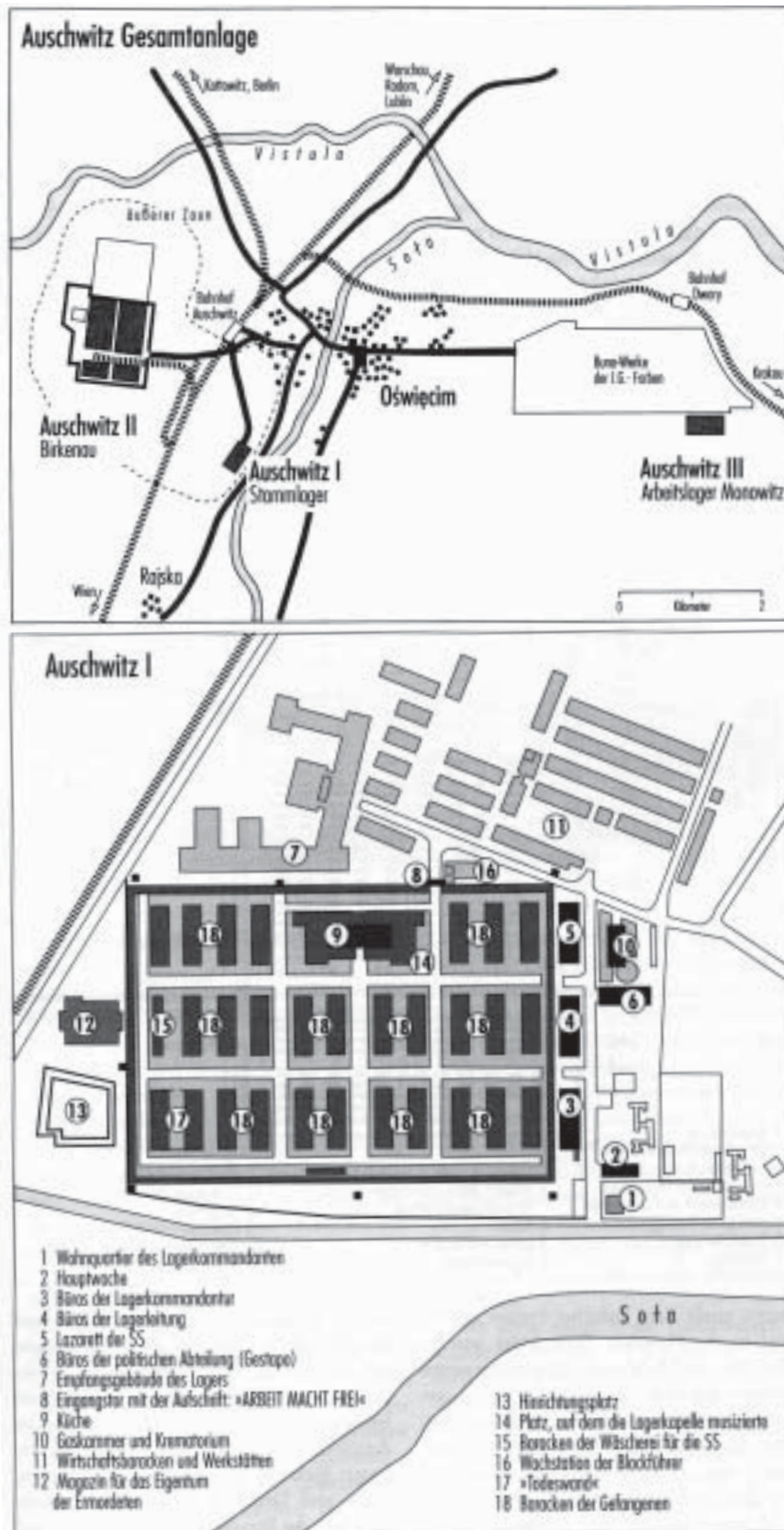
Übersichtskarte der Städte, aus denen die Häftlingstransporte für Auschwitz kamen



Die Karte zeigt die wichtigsten Schienenstränge, auf denen Deportationen zum Vernichtungslager Auschwitz durchgeführt wurden. Aus jeder der auf dieser Karte verzeichneten Städte sowie aus vielen hundert weiteren Städten und Dörfern wurden zwischen März 1942 und November 1944 Juden nach Auschwitz deportiert und dort vergast.

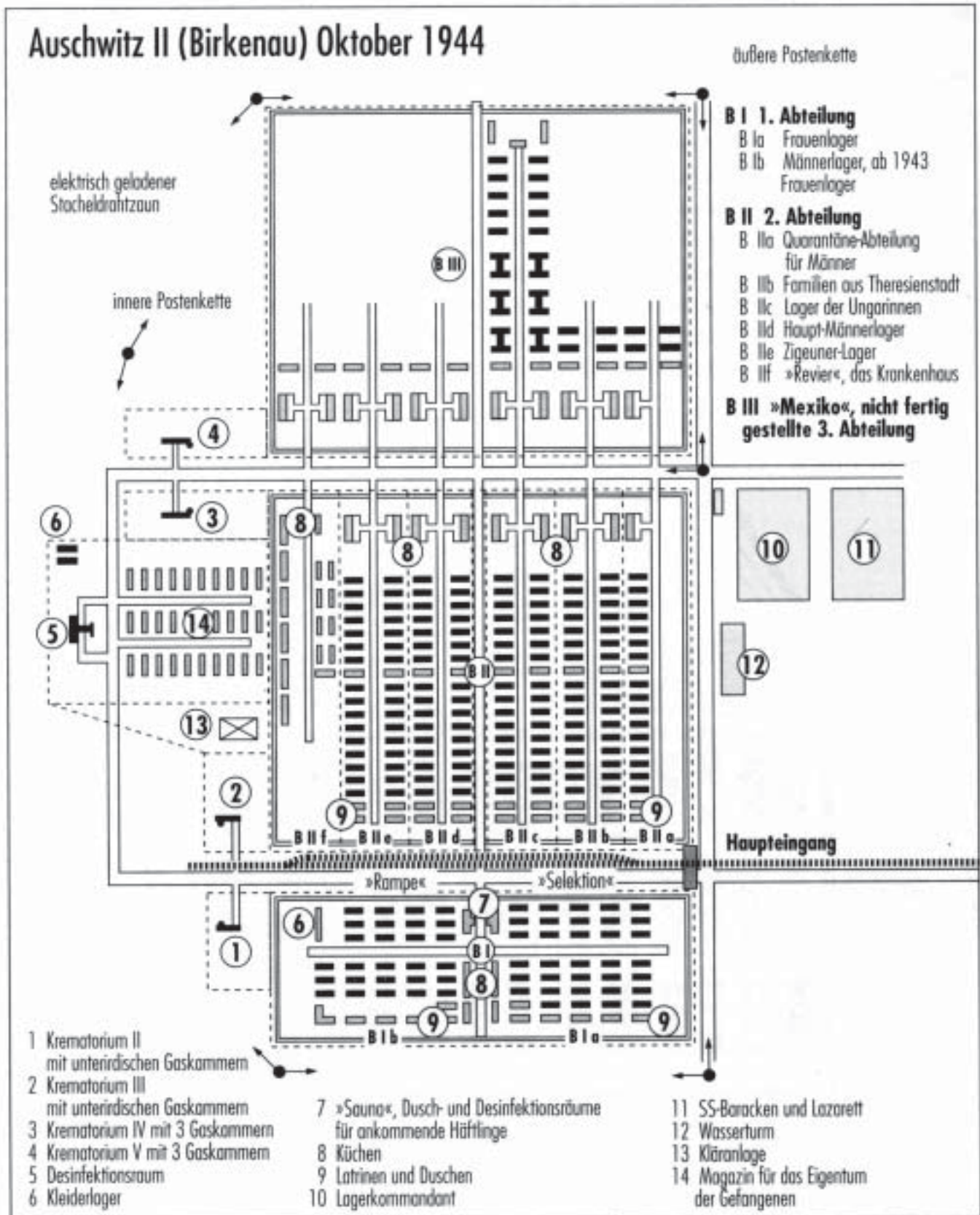
Aus: Martin Gilbert, *Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1982, Karte 1, S. 4.

Auschwitz-Gesamtanlage und KZ Auschwitz I (Stammlager)



Aus: Eberhard Jäckel/Peter Longerich/Julius H. Schoeps (Hg.), *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*. Bd. I, *Auschwitz*, Berlin: Argon Verlag, 1993, S. 108f.

KZ Auschwitz II – Birkenau



Aus: Eberhard Jäckel/Peter Longerich/Julius H. Schoeps (Hg.), *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden.* Bd. I, *Auschwitz*, Berlin: Argon Verlag, 1993, S. 110.

Gottfried Köbler

Projektvorschlag: Die Plakatmappe *Die Gegenwart von Auschwitz* als Medium zur Vorbereitung eines Gedenkstättenbesuches

Der Besuch einer Gedenkstätte ist ein pädagogischer Prozeß, der nicht mit den Mitteln der politischen Bildung allein zu begreifen und zu planen ist.

Der Besuch ist im Kern eine ästhetische Erfahrung, eine Erfahrung der Sinne und der Emotion. Dem läuft häufig die Form der Führung und – wenn sie überhaupt stattfindet – die Vorbereitung des Besuches entgegen. Die Jugendlichen werden auf den Besuch durch Informationen eingestimmt, durch Statistiken, vielleicht durch Verwaltungsdokumente, durch sachliche Texte. Eine Alternative wird in Erinnerungstexten, Zeitzeugenberichten und anderen Formen der Erzählung gesucht. Sie können die emotionale Vorbereitung unterstützen. Sie sind aber vor allem ein Ergebnis des je eigenen Verarbeitens der Erfahrung oder der Überlieferung, bedürfen innerhalb eines pädagogischen Zusammenhangs besonderer methodischer Einbindung.

Die Vorbereitung auf das äußere Bild des Ortes, auf die archäologische Situation, auf die optischen Eindrücke, die ein Besucher in der Gedenkstätte erfährt, wird selten als Aufgabe wahrgenommen. Diese optischen Eindrücke weichen grundlegend von den Erwartungen ab, die ein Besucher hat, der sein inneres Bild von einem Konzentrationslager an filmischen Erzählungen, an fiktionalen Gestaltungen oder an Rekonstruktionen entwickelt hat. Dieser Voraussetzung müssen wir Rechnung tragen, ohne diese vorgegebenen Bilder als falsch oder verfehlt einfach zu denunzieren.

Die Plakatmappe „Die Gegenwart von Auschwitz“ arbeitet mit der Spannung zwischen der Erinnerung der Überlebenden, die als Text zu uns spricht, und dem Erscheinungsbild des Ortes des ehemaligen Konzentrationslagers, das hier in der Gestalt von Fotografien erscheint. Die Fotografien sollten nicht als Dokumente verstanden werden. Sie sind selbst eine Form der Verarbeitung, eine kreative Auseinandersetzung mit dem Ort Auschwitz heute. Die Texte wurden so ausgewählt, daß der auf der Fotografie abgebildete Ort im Text ebenfalls erscheint oder daß ein inhaltlicher Bezug auf der Ebene der Assoziation besteht. Die Plakate zu „lesen“ ist also selbst ein Vorgang, der eine erste Auseinandersetzung mit zwei verschiedenen Formen der Überlieferung von Erinnerung an den Holocaust und an dieses spezielle Konzentrationslager Auschwitz verlangt.

Dieses ästhetische und intellektuelle Angebot, das in der Gestaltung der Plakate liegt, soll genutzt werden, um eine Aktivität zu entwickeln, die den Gedenkstättenbesuch begleiten kann. Dabei werden die Plakate zum Arbeitsmittel, sie verändern sich im Lauf der

Auseinandersetzung, der Lernprozeß kann sich auf den Blättern abbilden. Das kann in der Form einer Übermalung, einer Collage oder eines Kommentars geschehen, es kann auch zu einer völlig neuen Gestaltung eines Plakates kommen.

Adressat kann eine Gruppe von Jugendlichen ab etwa 16 Jahren oder eine Gruppe von Erwachsenen sein. Nicht mehr als jeweils drei Personen sollten eine Gruppe bilden, die sich mit einem Plakat beschäftigt. Das wären bei 20 Plakaten maximal 60 Personen. Wenn es sich also um eine schulische Lerngruppe handelt, wird nicht jedes Plakat bearbeitet werden.

Der Arbeitsprozeß könnte so ablaufen:

Vor Beginn der Arbeit mit den Plakaten wird den Teilnehmern der Ablauf der geplanten Verwendung der Plakate während der Gedenkstättenfahrt vorgestellt. Sie sollten von Beginn an einen Überblick über die verschiedenen Arbeitsschritte haben, die in sich jeweils offen gehalten sind.

1. Auswahl eines Plakats und Gruppenbildung

Die Plakate werden als Ausstellung gehängt oder im Raum ausgelegt. Es ist sinnvoll, der Gruppe eine vollständige Mappe zu überlassen, um deutlich zu machen, daß die Blätter nicht als sakrosankte Kunst zu betrachten sind, sondern als Material, das sich bei der Arbeit verändert.

Die Gruppenbildung erfolgt über die Auswahl der Plakate. Diese sollte spontan erfolgen, die Aufgabe könnte lauten: „Welches Plakat spricht mich an?“ In dieser Phase sollte keine intellektuelle Auseinandersetzung eingefordert werden. Es wird trotzdem rationale Gründe geben, ein bestimmtes Plakat zu wählen, z.B. weil man über das darin angesprochene Thema bereits gearbeitet hat. Andererseits wird die Auswahl oft nach rein ästhetischen Kriterien erfolgen und so eine Zuwendung zu unerwarteten Themen ergeben. Das geschieht oft mit der Fotografie, auf der man einen Fahrradfahrer am Lagerzaun sieht. Der Text führt zum Thema „Zigeunerlager“ und damit zur Beachtung einer Opfergruppe, die noch immer oft übersehen wird.

2. Gruppenarbeit mit den Aufgaben

Während die Teilnehmer mit der Auswahl der Plakate und der Gruppenfindung beschäftigt sind, werden den einzelnen Gruppen klare Aufgaben für den nächsten Schritt gegeben. Diese Aufgaben sollten möglichst einfach formuliert werden. Es sind bewußt eher „schulische“ Arbeitsformen der Erschließung von Bild und

Text. Dabei geht es nicht zuletzt um die Vermittlung einer Haltung gegenüber den Eindrücken, mit denen Menschen konfrontiert sind, die sich mit dem Holocaust beschäftigen. Die Eindrücke führen oft zu sehr emotionalen Reaktionen – wie Schrecken, Angst, Scham, Trauer, Wut. Diese Reaktionen sind verständlich und oft angemessen. Sie bergen aber die Gefahr einer Blockade gegen eine tiefergehende kognitive Beschäftigung mit den Hintergründen und Zusammenhängen des historischen Ereignisses in sich. Dem soll durch ein Fundament an rationalen Formen der bewußten Wahrnehmung begegnet werden. Diese Formen der Auseinandersetzung mit optischen Eindrücken und mit Texten können an den Plakaten exemplarisch entwickelt werden.

Das sind die Aufgaben:

- a) Beschreibt das Bild, ohne es zu interpretieren.
- b) Stellt ohne Interpretation Vermutungen über den Informationsgehalt und die Adressaten des Textes an.
- c) Legt ein Thema fest, mit dem sich die Gruppe auf Grundlage des Plakates beim Gedenkstättenbesuch beschäftigen will.
- d) Legt die Form fest, in der diese Beschäftigung erfolgen soll (künstlerische Form, Referat, Dokumentation, Interview...).

Bei der Aufgabe a) soll eine Bildbeschreibung nach den Regeln der Kunstbetrachtung erfolgen. Die Hilfsfragen sind also: "Was sehe ich?" "Welche Gegenstände sind abgebildet?" "Aus welcher Perspektive wurde fotografiert?" "Welche Bildebenen sind erkennbar, was steht im Mittelpunkt?" und so weiter. Eine Zusammenarbeit mit Kunsterziehern oder Künstlern ist hier eine kaum zu überschätzende Bereicherung. Auch für die Gestaltung des Ergebnisses (vgl. Aufgabe d)) wäre ihr Rat von großem Vorteil.

Die Aufgabe b) entspricht einer Texterschließung im Deutschunterricht. Das "Verbot" einer Interpretation ist hier besonders wichtig. Daher wird auch nicht auf den mit vielen Assoziationen verbundenen Begriff "Inhaltsangabe" zurückgegriffen. Gerade einen sehr emotionalen Text auf seinen informativen Gehalt zu befragen, erfordert eine Anstrengung der Distanzierung von den eigenen Emotionen, die mit einer intensiven Beschäftigung mit dem Text verbunden ist. Das kann einen Weg zu den Erfahrungen und Gefühlen des Autors eröffnen, der sonst verstellt wäre. Die Verwechslung von Empathie und Einfühlung verstellt die Wahrnehmung des Anderen, da ist ein Umweg über die rationale Auseinandersetzung notwendig.

Die beiden ersten Aufgaben führen zu einem Gruppengespräch über Themen, die während des Gedenkstättenbesuches immer wieder angesprochen werden. Dieses Gespräch findet jetzt zunächst in einer geschützten Situation statt. Sowohl die spontane Konstitution der Gruppe als auch die eher formale Aufgabenstellung

geben eine relativ günstige – weil für die Beteiligten überschaubare – emotionale Grundlage für die Beschäftigung mit Verfolgung, Mord, Leid, Mitleid, Unmenschlichkeit, eben all den schweren Themen im Feld des Holocaust.

Die Festlegung auf ein Thema bei der Aufgabe c) verlangt von der Arbeitsgruppe eine Verständigung über die eigenen Interessen und den Schritt über die reine Rezeption hinaus. Es handelt sich jetzt also nicht nur um eine Annäherung an die kognitive Beschäftigung mit den Themen des Gedenkstättenbesuches – das selbstverständlich auch – sondern auch um eine Weiterentwicklung des Verständigungsprozesses in dieser Arbeitsgruppe, die während der Fahrt für die Gruppenmitglieder die engere Bezugsgruppe bilden soll. Bei der Arbeit an der Aufgabe d) wird von der Gruppe bereits die Fähigkeit verlangt, sich über die unterschiedlichen Interessen der Mitglieder zu einigen, die gerade bei der Form der Darstellung stark mit außerschulischen Erfahrungen angereichert sind.

3. Besuch der Gedenkstätte, Materialsammlung für das geplante Produkt

Die Gedenkstättenfahrt selbst ist bei einer solchen Vorbereitung integraler Teil eines Arbeitsprozesses. Die auch sonst üblichen Elemente des Besuches wie Führung, Arbeit im Archiv oder mit pädagogischem Material der Gedenkstätte und – wenn möglich – Zeitzeugengespräche wird es selbstverständlich geben. Die Interessen der Besucher werden aber auf ein Produkt gerichtet sein, das bereits in Planung ist, für das Vorarbeiten erbracht wurden und dessen Fertigstellung erst nach dem Besuch, aber nur mit den in der Gedenkstätte gesammelten Materialien, möglich ist. Diese Materialien können äußerst unterschiedlich aussehen. Die eine Gruppe wird nach Informationen im Archiv suchen oder dort Fotografien betrachten, andere werden im Gelände selbst fotografieren, zeichnen, Frottagen abnehmen oder Gespräche führen. Das kann zu einem je individuellen Aneignungsprozeß führen.

4. Nachbereitung des Besuches durch Erarbeitung des Produktes

Aus der Projektpädagogik wissen wir, wie wichtig die Erstellung eines Produktes ist. Es braucht einen Adressaten, der gewisse Anforderungen stellt. Diese Anforderungen zu reflektieren, ist Teil des Arbeitsprozesses und heißt hier, Fragen nach den Sehgewohnheiten, den Vorkenntnissen, der politischen Position z.B. der Mitglieder einer schulischen Öffentlichkeit oder der Besucher von Ausstellungen in einer Kirchengemeinde zu stellen. Solche Fragen sollten in dieser Phase in die Arbeit der Gruppen eingegeben werden, wenn sie nicht von selbst entstehen. Das Produkt sollte nicht nur selbstbezogen sein; für die eigene Verarbeitung muß es während der Gedenkstättenfahrt noch andere Medien geben. Das Produkt ist Teil und Ergebnis eines Gruppenprozesses. Das bedeutet, daß die Einigung auf eine

Form, die Gestaltung und schließlich die Veröffentlichung Schritte der Auseinandersetzung mit der Thematik des Holocaust sind, die immer wieder Formulierung eigener Vorstellungen, Überlegungen, Nachfragen und Aufmerksamkeit für die anderen verlangen. So ist auch schließlich die öffentliche Präsentation eine Möglichkeit, sich über den Reifegrad der eigenen Beschäftigung mit dem Verbrechen gegen die Menschheit Rechenschaft abzulegen.

5. Öffentliche Präsentation der Produkte – möglichst als Ausstellung zusammen mit den ursprünglichen Plakaten

Wenn die öffentliche Präsentation zusammen mit den ursprünglichen Plakaten erfolgt, wird der eigene Ar-

beitsprozeß, die Weiterentwicklung von einem Ausgangspunkt auf einem nun erkennbaren Weg zu einem neuen Ergebnis sinnlich wahrnehmbar. Ob neben dem Plakat ein Blatt mit einem Text hängt, ein neues Plakat, eine künstlerische Bearbeitung des Plakates, ein Video auf einem Monitor läuft – in jedem Fall wird deutlich, wie unterschiedlich die Möglichkeiten der Auseinandersetzung sind, wie individuell die Wahrnehmung der Vergangenheit ist. Selbst das Eingeständnis, mit dem gewählten Thema nicht so umgehen zu können, daß ein vorzeigbares Ergebnis entsteht, ist eine Aussage, die bei einer öffentlichen Präsentation in diesem Fall nicht als Versagen, sondern als angemessen vorgestellt werden kann. Das Plakat als Ausgangspunkt gibt einen optischen Halt, der viel zuläßt.

Die Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz/Oswiecim

Im Jahre 1986 wurde die Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz eröffnet. Zwei Kilometer entfernt vom Stammlager Auschwitz I hat sich die Internationale Jugendbegegnungsstätte seitdem zu einem lebendigen Zentrum der Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart entwickelt. Sie legt großen Wert auf eine Verbindung zwischen historischem Lernen und Gedenken an die Ermordeten der Lager von Auschwitz einerseits und die Begegnung mit dem heutigen Polen andererseits.

Von deutscher Seite wird die Jugendbegegnungsstätte von Aktion Sühnezeichen getragen. An ihrer Entstehung war insbesondere das Land Hessen beteiligt.

Angesichts der beschränkten Kapazitäten des Hauses müssen Anmeldungen für Gruppen lange im voraus erfolgen. Eine Erweiterung der Anlage ist 1998 eingeweiht worden.

Die Leitung des Hauses unterstützt die Gruppen gerne bei der Planung des Aufenthalts. Die Betreuung erfolgt vor allem durch Freiwillige der Aktion Sühnezeichen.

Eine gründliche inhaltliche Vorbereitung und emotionale Einstimmung der Gruppen sollte selbstverständlich sein.

**Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz
ul. Legionów 11**

PL-32600 Oswiecim

Telefon: 0048 - 381 - 3 21 07

Deutsche Studienleitung: Susanne Orth

Polnische Studienleitung: wird 1998 neu besetzt

Zur Geschichte der Internationalen Jugendbegegnungsstätte sind zwei Bücher erschienen:

- **Susanne Orth (Hg.),** *„Wie soll ich singen...“. 10 Jahre Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz.* Berlin: Aktion Sühnezeichen, 1996
- **Manfred Wittmeier,** *Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz. Zur Pädagogik der Erinnerung in der politischen Bildung,* Frankfurt am Main: Brandes und Apsel Verlag, 1997

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren und Quellennachweise zu den Plakattexten

Jean Améry, geboren 1912 in Wien, floh 1938 nach Belgien, wo er sich nach Einmarsch der Deutschen dem Widerstand anschloß. Von 1943 bis 1945 in verschiedenen Konzentrationslagern. Er lebte nach 1945 in Brüssel. 1978 nahm er sich in Salzburg das Leben.

(Plakat 16: Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Neuf. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1988, S. 21)

Arieh Ben-Menachem, geboren 1922 in Polen, Textilfachmann, lebt heute in Israel. Er kam zunächst ins Getto Lodz, dann 1944 nach Auschwitz-Birkenau und andere Konzentrationslager.

(Plakat 2: Arieh Ben-Menachem, Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 38.)

Leo B., geboren 1921 in Deutschland, Sozialarbeiter, lebt in Israel. Er floh 1938 von Frankfurt nach Holland, wurde verhaftet, überlebte die Konzentrationslager und den Todesmarsch.

(Plakat 15: Leo B., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 77.)

Charlotte Delbo, 1913 in Vigneux sur Seine geboren, 1985 in Paris gestorben. Während der deutschen Besatzung in der Résistance. Am 2.3.1942 verhaftet und nach Haft in Gefängnissen im Januar 1943 nach Auschwitz transportiert. Ihre Erinnerungen erschienen auf Französisch 1970.

(Plakat 4: Charlotte Delbo, *Trilogie* Bd. 1, *Keine von uns wird zurückkehren*. Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, 1992, S. 13.)

(Plakat 11: Charlotte Delbo, *ebd.*, S. 7)

Salmen Gradowski, geboren 1909 in Suwalki (Polen), war von Beruf Büroangestellter. Er wurde mit seiner Familie 1942 in die Konzentrationslager deportiert. In Auschwitz wurde er dem Sonderkommando zugewiesen. Er nahm am Aufstand des Sonderkommandos am 7. Oktober 1944 teil und kam dabei ums Leben. Die Handschrift wurde von der Untersuchungs-Kommission der Sowjetarmee am 5. März 1945 an der Ruine des Krematoriums II in Auschwitz Birkenau gefunden.

(Plakat 13: Salmen Gradowski, aus: *Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitglie-*

dern des Sonderkommandos, Oswiecim: Staatliches Museum Auschwitz, 1996, S. 159 ff.)

Elisabeth Guttenberger, 1926 in Stuttgart geboren. Sie wurde 1943 als "Zigeunerin" verhaftet und mit ihrer Familie nach Auschwitz deportiert. Sie hat als einzige aus ihrer Familie überlebt und lebt heute bei Stuttgart. Sie spricht häufig als Zeitzeugin, ist in der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma aktiv.

(Plakat 2: Elisabeth Guttenberger, aus: Elisabeth Guttenberger, aus: *Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau*. Hg. Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Dokumentationszentrum Deutscher Sinti und Roma Heidelberg, München/London/New York/Paris: Saur, 1993, S. 1501.)

(Plakat 19: Elisabeth Guttenberger, aus: *ebd.* S. 1502.)

Rudolf Höß, 1900 in Baden geboren, 1918-1921 im Freikorps, 10 Jahre Zuchthaus wegen Fememordes, SS-Obersturmbannführer, seit 1934 bei der Bewachungsmannschaft in Dachau, ab 1938 Schutzhaftlagerführer in Sachsenhausen, dann Kommandant in Auschwitz. Am 11. März 1946 in Schleswig-Holstein verhaftet, Zeuge bei den Prozessen in Nürnberg, in Polen am 2.4.1947 zum Tode verurteilt und auf dem Gelände des Konzentrationslagers Auschwitz hingerichtet. Seine Aufzeichnungen entstanden vom Oktober 1946 bis Februar 1947 im Untersuchungsgefängnis Krakau.

Lilli J., das ist Lilli Jahn, eine Ärztin aus Immenhausen. Sie wurde über das Konzentrations- und Arbeitserziehungslager Breitenau nach Auschwitz deportiert und ermordet. Im Archiv der Gedenkstätte Breitenau befindet sich eine Sammlung von Briefen, die Frau Jahn aus Breitenau an ihre Kinder geschrieben hat. [Vgl. dazu: Gunnar Richter, *Breitenau. Zur Geschichte eines nationalsozialistischen Konzentrations- und Arbeitserziehungslagers*. Kassel: Jenior & Pressler, 1993, S. 170 / Anm. 207] (Plakat 1: *Brief von Lilly J. an ihre Kinder*, Archiv der Gedenkstätte Breitenau.)

Ruth Klüger, 1931 in Wien geboren, ist Professorin für Literaturwissenschaft in Irvine/Kalifornien. In dem Buch *weiter leben. Eine Jugend* erzählt sie von

ihrem Überleben der Konzentrationslager, in die sie als Jüdin verschleppt wurde.

(Plakat 3: Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 108 f.)

(Plakat 12: Ruth Klüger, *ebd.*, S. 111 f.)

(Plakat 15: Ruth Klüger, *ebd.*, S. 70 f.)

Herrmann Langbein, 1912 in Wien geboren, starb dort 1995. Als Mitglied der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg. Internierung in französischen Lagern und dann in verschiedenen Konzentrationslagern, seit 1942 in Auschwitz, am 11. April 1945 Flucht aus einem Transport. Langbein war eine der wichtigsten Persönlichkeiten in der Formung der Erinnerung an den Holocaust.

(Plakat 8: Hermann Langbein, *Menschen in Auschwitz*. Wien: Europa Verlag, Neuauflage 1995, S. 13 f.)

(Plakat 17: Hermann Langbein, *ebd.*, S. 120 f.)

Primo Levi, 1919 in Turin geboren und 1987 verstorben, war Chemiker und Schriftsteller. Er wurde 1944 als Mitglied der italienischen Widerstandsbewegung verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Dort war er im Lager Auschwitz-Monowitz interniert und leistete Zwangsarbeit für IG Farben. Im Oktober 1945 kehrte er nach Italien zurück.

(Plakat 14: Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*. München: Hanser, 1990, S. 149.)

(Plakat 20: Primo Levi, *ebd.*, S. 83.)

Salmen Lewental wurde vom Durchgangslager Malkinia am 10. Dezember 1942 nach Auschwitz-Birkenau verbracht und sogleich dem Sonderkommando zugeteilt, das bei den zu Gaskammern und Krematorien umgebauten Bauernhäusern, den Bunkern Nr.1 und Nr.2, arbeiten mußte. Ende 1944 fiel Lewental einer der letzten Selektionen zum Opfer. Seine Aufzeichnungen wurden 1962 auf dem Gelände von Krematorium III in Birkenau gefunden.

(Plakat 9: Salmen Lewental, *{Gedenkbuch}*. Aus: *Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos*, Oswiecim: Staatliches Museum Auschwitz, 1996, S. 232 f.)

Filip Müller, 1922 in der Tschechoslowakei geboren, am 13. April 1942 nach Auschwitz transportiert, im Mai 1942 dem Sonderkommando zugewiesen. Müller wurde im Mai 1945 im Konzentrationslager Mauthausen befreit.

(Plakat 6: Filip Müller, Interview aus: Claude Lanzmann, *Shoah*. Düsseldorf: Claassen, 1986, S. 168.)

Awraham S., geboren 1927 in Polen, Personaldirektor, lebt heute in Israel. Er kam zunächst ins Getto Lodz, dann 1944 nach Auschwitz-Birkenau und andere Konzentrationslager.

(Plakat 5: Awraham S., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 52.)

Gideon S., geboren 1926 in Polen, Textilarbeiter, lebt heute in Israel. Er kam 1939 in ein Arbeitslager, dann in verschiedene Konzentrationslager, bis Januar 1945 in Auschwitz-Birkenau. Er floh auf dem Todesmarsch und überlebte im Versteck.

(Plakat 10: Gideon S., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 96.)

Rudolf Vrba, geboren 1924 in Topolcany/Slowakei als Walter Rosenberg, wurde Anfang Juni 1942 nach Majdanek, Ende Juni 1942 nach Auschwitz deportiert. Zusammen mit Alfred Wetzler floh er im April 1944 aus dem Vernichtungslager. Beide erreichten die Slowakei.

Neu erschien: Rudolf Vrba, *Als Kanada in Auschwitz lag. Meine Flucht aus dem Vernichtungslager*. Aus dem Englischen von Werner von Grünau. Neuaufl. mit einem Nachwort von Friedemann Bedürftig, München: Piper, 1998

(Plakat 7: Rudolf Vrba, Interview aus: Claude Lanzmann, *Shoah*. Düsseldorf: Claassen, 1986, S. 202.)

(Plakat 13: Rudolf Vrba, *ebd.*, S. 200 ff.)

Tibor Wohl, geboren 1923, überlebte das Konzentrationslager Auschwitz. Nach 1945 lebte er in der Tschechoslowakei, bis er 1969 in die Bundesrepublik kam.

(Plakat 7: Tibor Wohl, *Arbeit macht tot. Eine Jugend in Auschwitz*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1990, S. 112.)

Jakov Z., geboren 1918 in Polen, Bäcker, lebt heute in Israel. Er kam 1942 nach Auschwitz-Birkenau, schließlich zum Sonderkommando kommandiert.

(Plakat 18: Jakov Z., Interview aus: Karl Fruchtmann, *Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1982, S. 87.)

Die Fotografen

Peter Liedtke bietet Handvergrößerungen (50 x 50) der Farbfotos, signiert und limitiert auf je 20 Exemplare zu einem Stückpreis von DM 300,— an.

Adresse: Peter Liedtke, Rheinische Straße 22, 44651 Herne

Henning Langenheim bietet an, evtl. Abzüge einzelner Schwarzweiß-Fotos auf Anfrage anzufertigen. Adresse: Henning Langenheim, Kloedenstraße 5, 10965 Berlin

Das Fritz Bauer Institut im Überblick

Am 15. Januar 1995, 50 Jahre nach der Befreiung der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager, gründeten das Land Hessen, die Stadt Frankfurt am Main und der Förderverein Fritz Bauer Institut e.V. das erste interdisziplinäre Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocaust in Deutschland.

Das Institut wird von einem bundesweit organisierten Förderverein unterstützt, der über 1.100 Mitglieder zählt (Stand Mai 1998), darunter viele bekannte Persönlichkeiten, Institutionen, Unternehmen und Verbände, Städte, Landkreise und Gemeinden. Dieser breiten Basis und dem Engagement vieler Mitglieder verdankt das Fritz Bauer Institut seine Gründung und die Sicherung der weiteren Arbeit.

Die Erinnerung an den Holocaust und die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen ist noch immer, vielleicht mehr denn je, ein Problem der deutschen Gesellschaft. Über den Umgang mit der Geschichte der nationalsozialistischen Gesellschaft gibt es unterschiedliche und anhaltende Konflikte zwischen den Generationen. Die Breite der Beteiligung an den Verbrechen wird bis heute verdrängt; die fortwirkenden ideologischen Motive werden heruntergespielt. Der Holocaust scheint zur universalen Metapher für Kriegsverbrechen, Völkermord und Rassismus geworden zu sein, doch seine bis heute zerstörerischen Wirkungen auf die Gegenwart bleiben hinter solchen Deutungen oft genug verborgen.

Der Ermordeten zu gedenken, bedeutet Reflexion über unseren jeweils eigenen Blick auf die Geschichte. Das Fritz Bauer Institut möchte dazu Anstöße geben und das Bewußtsein dafür schärfen, wie unsere Gegenwart nach Auschwitz beschaffen ist, wie mit den Folgen von Auschwitz umgegangen wird. Wissenschaftliche Rekonstruktion und die Reflexion über Möglichkeiten und Grenzen des Gedenkens und der Darstellbarkeit sind unabdingbar, um die Bedeutung und die Wirkung von Auschwitz auf die politische Kultur unserer Gesellschaft besser zu verstehen. Das Institut arbeitet kontinuierlich mit Forschungs- und Bildungseinrichtungen, Gedenkstätten und Museen im In- und Ausland zusammen und hält Kontakt zu verschiedenen Überlebendenverbänden. Die Aktivitäten reichen von Forschungsprojekten und interdisziplinärem wissenschaftlichem Austausch über pädagogische Beratung und Modellprojekte bis zur Durchführung und Begleitung von Gedenkveranstaltungen, zur Beratung von Kommunen, Verbänden und Unternehmen bei der eigenen Erinnerungsarbeit.

Eine breite Öffentlichkeit erreicht das Fritz Bauer Institut durch die Produktion von Wanderausstellungen, die laufend im In- und Ausland, in Museen, Gedenkstätten, kommunalen Einrichtungen und Bildungsstätten gezeigt werden.

Die Publikationen des Fritz Bauer Instituts umfassen wissenschaftliche Monographien und Sammelbände, literarische Texte und Ausstellungskataloge, pädagogische Materialien, Dokumentationen und Bibliographien sowie das *Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust*. Besucher des Instituts erwartet eine stetig wachsende, mehrsprachige Spezialbibliothek zu Fragen der Geschichte, Rezeption und Wirkung des Holocaust in unterschiedlichen Disziplinen. Die Abteilung Dokumentation sammelt und katalogisiert Zeitungsausschnitte, Aufsätze, Bibliographien, Kartenmaterial, unveröffentlichte Texte sowie eine wachsende Zahl von Fotografien zur Geschichte der Konzentrationslager und Ghettos und der Geschichte der Gedenkstätten.

Das Fritz Bauer Institut ist bis auf weiteres in der Rheinstraße 29 im Frankfurter Westend untergebracht. Gemeinsam mit der Frankfurter Universität wird es in Zukunft im ehemaligen IG-Farben-Gebäude in Frankfurt seinen dauerhaften Ort finden.

Das Institut ist dem Andenken an Fritz Bauer verpflichtet, dem demokratischen Justizreformer und Initiator der Frankfurter Auschwitz-Prozesse. Fritz Bauer verstand den Auschwitz-Prozeß als Selbstaufklärung der deutschen Gesellschaft in den Bahnen des Rechts, "Gerichtstag über uns selbst und über die gefährlichen Faktoren in unserer Geschichte".

Zeitgeschichtliche Forschung und interdisziplinäre Projekte

Die Konzeption und Durchführung von Forschungsprojekten, Tagungen und interdisziplinären Arbeitsgruppen sowie die Zusammenarbeit mit Hochschulen, außeruniversitären Einrichtungen und Gedenkstätten gehören zu den zentralen Aufgaben des Studien- und Dokumentationszentrums zur Geschichte und Wirkung des Holocaust. Dabei bietet Interdisziplinarität die Chance, neue Forschungsperspektiven zu entwickeln, und spielt umgekehrt die Rolle eines Korrektivs fachspezifischer Verengungen. Probleme der Sozial- und Erfahrungsgeschichte, die Analyse der Entstehungsbedingungen und insbesondere der Prozeßhaftigkeit politischer und sozialer Handlungsformen und Wahrnehmungen, stehen im Mittelpunkt der Erforschung der Geschichte des Holocaust.

Mit zunehmender zeitlicher Distanz werden in der Forschung die Interdependenz zwischen nationalsozialistischer Herrschaft und Gesellschaft sowie die regional unterschiedlichen Auswirkungen der NS-Herrschaft stärker in den Vordergrund gerückt. Fragen nach dem Verhalten und der Beteiligung der deutschen Gesellschaft an den Verbrechen, nach der gesellschaftlichen Akzeptanz zentraler Elemente der NS-Herrschaft, nicht

zuletzt des Antisemitismus, Antiziganismus und der rassenideologisch inkriminierten Taten stehen im Mittelpunkt der Forschung. Diese gilt damit nicht allein den Protagonisten des Regimes und dem SS-Terrorapparat, also den nationalsozialistischen "Ausnahmestrukturen", sondern ebenso den unterschiedlichen Beteiligten- und Tätergruppen auf mittlerer und unterer Verwaltungsebene.

Aufgabe der wirkungsgeschichtlichen Forschung ist es, nach der Auseinandersetzung mit dem Holocaust in der deutschen Nachkriegsgesellschaft zu fragen, sei es in Form öffentlicher Gedenkveranstaltungen oder privaten Erinnerns, in politischem und sozialem Handeln.

Das Institut soll zwischen Historiographie, politischer Kultur und den verschiedensten ästhetischen Formen der Auseinandersetzung einen Ort kritischer Reflexion etablieren, ein Forum für die Diskussion über die Wechselwirkungen von Rekonstruktion, Deutung und Symbolisierung. Und es wird die Art und Weise, in denen die unterschiedlichen Kollektive und Nationen versuchen, Auschwitz in den "Traditionsbestand" ihrer symbolischen Ordnungen, in ihr kulturelles Gedächtnis zu integrieren (oder daraus auszuschließen), vergleichend untersuchen. Eine solche komparative Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaft fordert von den Beteiligten mehr als die Bereitschaft zu beliebiger Konfrontation unterschiedlicher wissenschaftlicher Methoden und Gegenstände. Gefordert ist vielmehr Selbstreflexivität, eine nicht nur quellenkritische, sondern auch die jeweils eigenen Bilder, Narrative und Deutungen reflektierende Hermeneutik.

Die Pädagogische Abteilung

Die pädagogische Forschung und die Entwicklung von Materialien konzentriert sich auf methodisch reflektierte Zugänge für die heute brisanten Fragen der interkulturellen Erziehung im Blick auf den Holocaust. Dabei wird die Vermittlung von historischem Sachwissen mit Methoden verknüpft, die eher auf die Entwicklung von sozialer Handlungskompetenz in ethischen Konfliktsituationen bezogen sind. Die Entwicklung von Fortbildungskonzepten für pädagogische Fachkräfte steht dabei im Mittelpunkt. Die kontinuierliche Zusammenarbeit mit verschiedenen pädagogischen Instituten im In- und Ausland ist für diese Arbeit unabdingbar.

Das Fritz Bauer Institut fördert eine verantwortungsvolle Bildungsarbeit, die auf den unterschiedlichen familiären und kollektiven Hintergrund der Menschen in einer multikulturellen Gesellschaft eingeht. Ein reflektierter Umgang mit deutscher Geschichte und eine Erziehung zur Achtung der Menschenrechte sind dabei jeweils eigenständige und keineswegs identische Ziele.

Die Stiftung

Das Fritz Bauer Institut ist eine Stiftung des bürgerlichen Rechts. Stifter sind das Land Hessen, die Stadt Frankfurt am Main und der Förderverein Fritz Bauer Institut e.V.

Dem Stiftungsrat gehören an: Der Ministerpräsident des Landes Hessen und die Hessische Ministerin für Wis-

senschaft und Kunst, die Oberbürgermeisterin und die Kulturdezernentin der Stadt Frankfurt am Main, der Vorsitzende sowie ein weiterer Vertreter/eine weitere Vertreterin des Fördervereins Fritz Bauer Institut e.V.

Die Stiftung wurde mit einem Vermögen von DM 600.000,- ausgestattet und soll durch Zustiftungen in Zukunft beträchtlich erweitert werden.

Das Land Hessen und die Stadt Frankfurt am Main haben sich verpflichtet, durch jährliche Zuwendungen die Arbeit des Instituts sicherzustellen. Die einzelnen Projekte des Instituts werden weitgehend durch Spenden und Drittmittel finanziert. Ziel der Stiftung ist es, auch die Bundesregierung sowie die Länder an der Finanzierung der bundesweiten Arbeit des Institutes zu beteiligen.

Fritz Bauer

Fritz Bauer wurde am 16. Juli 1903 als Kind einer deutsch-jüdischen Familie in Stuttgart geboren.

Er studierte Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft in München und Tübingen und promovierte 1925 in Heidelberg. 1930 wurde er am Stuttgarter Amtsgericht der jüngste Hilfsrichter in Deutschland.

1933 wurde Fritz Bauer als Richter entlassen und einige Monate im KZ Heuberg inhaftiert. 1936 emigrierte er nach Dänemark, wo er nach der deutschen Besetzung verhaftet wurde, aber dank dänischer Interventionen wieder frei kam. Im Oktober 1943, als die Deportation der dänischen Juden begann, gelang ihm, wie auch 7.000 anderen Juden, mit dänischer Hilfe die Flucht nach Schweden.

Nach der Befreiung kehrte Fritz Bauer 1945 nach Dänemark zurück und von dort 1949 nach Deutschland. Ein Jahr später wurde er zum Generalstaatsanwalt am Oberlandesgericht in Braunschweig ernannt.

1956 wurde Fritz Bauer hessischer Generalstaatsanwalt in Frankfurt am Main. Er war einer der bedeutendsten Vorkämpfer für Strafrechts- und Strafvollzugsreformen, für Resozialisierung und für eine gesellschaftliche Verantwortung des Justizwesens.

1960 hatte Fritz Bauer wesentlichen Anteil an der Ergreifung Adolf Eichmanns und am Zustandekommen des Eichmann-Prozesses in Jerusalem.

Als hessischer Generalstaatsanwalt war er unterdessen verantwortlich für die Anklageerhebung im Auschwitz-Prozeß, der 1963 bis 1965 in Frankfurt am Main stattfand. Mit diesem Prozeß gewann die Auseinandersetzung mit dem Holocaust in Deutschland erstmals eine öffentliche Dimension.

1965 eröffnete Fritz Bauer die Voruntersuchung für einen weiteren Prozeß, der sich gegen die Teilnehmer einer reichsweiten Justizkonferenz von 1941, den juristischen Erfüllungshelfern der "Euthanasie"-Morde richten sollte. Bauer plante damit einen exemplarischen Prozeß gegen die in die Verbrechen verstrickte NS-Justiz.

Am 1. Juli 1968 starb Fritz Bauer in seiner Wohnung in Frankfurt am Main. Der noch in der Vorbereitungsphase stehende große Prozeß gegen die Schreibtischtäter der "Euthanasie" fand nie statt.

Publikationen des Fritz Bauer Instituts zur Pädagogik des Gedenkens

Konfrontationen

Bausteine für die pädagogische Annäherung an Geschichte und Wirkung des Holocaust

Die Heftreihe *Konfrontationen* besteht aus insgesamt sechs Heften, die nicht als chronologisch geordnet zu verstehen sind. Sie stellen – gegliedert in einzelne Bausteine – ein Material- und Methodenangebot zu wesentlichen Aspekten des Themas Holocaust zur Verfügung. Die Bausteine lassen sich im Regelunterricht ebenso einsetzen wie in einer Projektwoche und eignen sich für Wochen- oder Wochenendseminare im Rahmen von historisch-politischer Bildung. Als Mindestalter schlagen wir 15 Jahre vor. Die Hefte 1 und 2 ermöglichen einen Einstieg ins Thema anhand von Entscheidungssituationen im heutigen und historischen Alltag. Sie können weitgehend unabhängig voneinander verwendet werden und sind auch ohne Vorkenntnisse nutzbar. Lernziele sind hier vor allem die Fähigkeit zur Übernahme fremder Perspektiven, die Bestimmung eigener Standpunkte und das Verstehen von Mechanismen in kleineren und größeren Gruppen. Ausgangspunkte sind stärker als in den nachfolgenden Heften die Alltagserfahrungen heutiger Jugendlicher. Die Hefte 3 bis 6 konzentrieren sich auf die nationalsozialistischen Verbrechen aus verschiedenen Perspektiven. Sie sind thematisch und nicht durchgängig chronologisch geordnet. Die Materialien und Übungen in diesen Heften beinhalten neben vielfältigen Informationen und Fallbeispielen auch Impulse für das Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung. Die einzelnen Bausteine in diesen Heften können jeweils unabhängig voneinander verwendet werden. Sie setzen erste historische Kenntnisse voraus.

Gottfried Köbler, Petra Mumme: **Identität**

ISBN 3-932883-25-X; *Konfrontationen Heft 1*

Jacqueline Giere, Gottfried Köbler: **Gruppe**

ISBN 3-932883-26-8; *Konfrontationen Heft 2*

Heike Deckert-Peaceman, Uta George, Petra Mumme:

Ausschluss ISBN 3-932883-27-6; *Konfrontationen Heft 3*

Uta Knolle-Tiesler, Gottfried Köbler, Oliver Tauke:

Ghettos ISBN 3-932883-28-4; *Konfrontationen Heft 4*

Verena Haug, Uta Knolle-Tiesler, Gottfried Köbler:

Deportationen *Konfrontationen Heft 5* (in Vorbereitung)

Jacqueline Giere, Tanja Schmidhofer: **Todesmärsche
und Befreiung** *Konfrontationen Heft 6* (in Vorbereitung)

Frankfurt am Main 2000/2003, DIN-A 4, jeweils 56-96 S.
Einzelheft € 7,60 / ab 10 Hefte € 5,10

Ursula Ossenberg:

**Sich von Auschwitz ein Bild machen? Kunst und Holocaust
Ein Beitrag für die pädagogische Arbeit**

Frankfurt am Main 1998, 84 S., 27 Schwarz-weiß- und 19
mehrfarbige Abb., DIN-A 4, € 10,20

ISBN 3-932883-09-8; *Pädagogische Materialien Nr. 4*

Gottfried Köbler, Guido Steffens, Christoph

Stillemunkes (Hg.): **Spurensuche. Ein Reader zur Er-
forschung der Schulgeschichte während der NS-Zeit**

Frankfurt am Main 1998, 80 S., € 7,60

ISBN 3-932883-10-1; *Pädagogische Materialien Nr. 5*

Gottfried Köbler, Guido Steffens (Hg.):

27. Januar – Lerntag oder Gedenktag?

**Anregungen zur pädagogischen Gestaltung des „Tages
des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“**

Frankfurt am Main 1999, 56 S., € 4,-

ISBN 3-932883-13-6; *Pädagogische Materialien Nr. 6*

Axel Bohmeyer, Uta Knolle-Tiesler, Gottfried Köbler:

Schwierigkeiten mit Verantwortung und Schuld.

Kirchen und Nationalsozialismus

Materialien und Vorschläge zur pädagogischen Arbeit

Frankfurt am Main 2001, 76 S., € 7,60

ISBN 3-932883-14-4; *Pädagogische Materialien Nr. 7*

Förderverein Fritz Bauer Institut e.V. (Hg.):

Die Gegenwart von Auschwitz

Plakatmappe mit pädagogischem Materialheft

10 Schwarzweiß-Fotografien von Henning Langenheim und
10 Farbfotografien von Peter Liedtke, entstanden 1987–
1992 auf dem Gelände des ehemaligen Vernichtungslag-
ers Auschwitz-Birkenau, zeigen die irritierende Gegen-
wart der Gedenkstätte. Sie werden konfrontiert mit Zita-
ten von Opfern und Überlebenden von Auschwitz.

20 Plakate, Format DIN-A 1, in robuster Schutzmappe. Mit
Materialheft zur Arbeit mit der Plakatmappe für die schu-
lische und außerschulische Bildungsarbeit.

Frankfurt am Main 1993, € 60,- (inkl. Versandkosten Inland)

Die Publikationen sind zu beziehen über das

Fritz Bauer Institut

Grüneburgplatz 1, 60323 Frankfurt am Main

Tel.: 0 69-79 83 22-40

Fax: 0 69-79 83 22-41

E-mail: info@fritz-bauer-institut.de

Internet: www.fritz-bauer-institut.de

Fördern Sie mit uns das Nachdenken über den Holocaust

Fünfzig Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus ist am 13. Januar 1995 in Frankfurt am Main die Stiftung „Fritz Bauer Institut, Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocaust“ gegründet worden – ein Ort der Auseinandersetzung unserer Gesellschaft mit der Geschichte des Holocaust und seinen Auswirkungen bis in die Gegenwart. Das Institut trägt den Namen Fritz Bauers, des ehemaligen hessischen Generalstaatsanwalts und Initiators des Auschwitzprozesses 1963 bis 1965 in Frankfurt am Main.

Aufgaben des Fördervereins

Der Förderverein ist im Januar 1993 in Frankfurt am Main gegründet worden. Er unterstützt die wissenschaftliche, pädagogische und dokumentarische Arbeit des Fritz Bauer Instituts und hat durch das ideale und finanzielle Engagement seiner Mitglieder und zahlreicher Spender wesentlich zur Gründung der Stiftung beigetragen. Er sammelt Spenden für die laufende Arbeit des Instituts und für die Erweiterung des Stiftungsvermögens. Er vermittelt einer breiten Öffentlichkeit die Ideen, Diskussionsangebote und Projekte des Instituts, schafft neue Kontakte und sorgt für eine kritische Begleitung der

Institutsaktivitäten. Der Förderverein hat sich zum Ziel gesetzt, die Stiftung Fritz Bauer Institut langfristig zu sichern und ihre Unabhängigkeit zu wahren.

Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust

1996 begann das Fritz Bauer Institut in Zusammenarbeit mit dem Campus Verlag mit der Herausgabe des „Jahrbuchs zur Geschichte und Wirkung des Holocaust“. Hier werden herausragende Forschungsergebnisse, Reden und Kongressbeiträge zur Geschichte und Wirkungsgeschichte des Holocaust versammelt, welche die internationale Diskussion über Ursachen und Folgen der nationalsozialistischen Massenverbrechen reflektieren und bereichern sollen.

Vorzugsabonnement für Mitglieder:

Das Jahrbuch des Fritz Bauer Instituts kann zum Vorzugspreis (auf Anfrage) im Abonnement bezogen werden. Dieses Angebot gilt nur für Mitglieder des Fördervereins! Der Ladenpreis beträgt € 29,90.

Vorstand des Fördervereins

Rupert von Plottnitz (Vorsitzender), Dr. Manfred Wittmeier (stellv. Vorsitzender), Claus Möbius (Schatzmeister), Dr. Leonie Wagner (Schriftführerin), Dr. Heinz Düx, Karin Körber, Christian Kolbe (Beisitzer)

Förderverein Fritz Bauer Institut e.V.

Werden Sie Mitglied!

Zu den über 1.300 Mitgliedern aus dem In- und Ausland (Stand Juli 2002) gehören engagierte Bürgerinnen und Bürger, bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, aber auch Verbände, Vereine, Institutionen und Unternehmen sowie zahlreiche Landkreise, Städte und Gemeinden.

Fördern Sie mit uns das Nachdenken über den Holocaust. Auch Sie können durch Ihre Mitgliedschaft dazu beitragen.

Jährlicher Mindestbeitrag: € 60,-

Schüler und Studenten: € 30,-

Oder unterstützen Sie unsere Arbeit durch eine Spende.

Spendenkonto:

Frankfurter Sparkasse

BLZ: 500 502 01 · Konto: 319 467

Werben Sie neue Mitglieder!

Wir senden Ihnen gerne weitere Unterlagen mit Informationsmaterial zur Fördermitgliedschaft und zur Arbeit des Fritz Bauer Instituts zu. Wenden Sie sich bitte an den

Förderverein

Fritz Bauer Institut e.V.

Grüneburgplatz 1

D-60323 Frankfurt am Main

Tel.: 0 69-79 83 22-39 · Fax: -41

E-mail: verein@fritz-bauer-institut.de

Internet: <http://www.fritz-bauer-institut.de/verein.htm>

Absender

- ☐ Ich möchte weitere Informationen über das Fritz Bauer Institut u. d. Förderverein
- ☐ Ich möchte Mitglied im Förderverein werden. Bitte senden Sie mir entsprechende Unterlagen zu.
- ☐ Ich bin Fördermitglied und möchte das Jahrbuch zum Vorzugspreis abonnieren.
- ☐ Ich möchte den Förderverein durch eine Spende unterstützen.
- ☐ Ich möchte gezielt Projekte und Publikationen des Instituts unterstützen, schicken Sie mir bitte eine Auswahlliste zu.

Förderverein
Fritz Bauer Institut e.V.
Grüneburgplatz 1
D-60323 Frankfurt am Main

**Werden
Sie
Mitglied!**